Opp. 553 ü (10

v. Schmidt.

Fried. v. Schlegel's

ſämmtliche Werke.

Zweite Original-Ausgabe.

Zehnter Band.

Wien.
Im Verlage bei Ignaz Klang.
1846.

Wbg/48/256

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Friedrich v. Schlegel's

Gedichte.

Zweite vermehrte Ausgabe.

(Zweiter Abdruck.)

Zweiter Theil.

Bayeriſche
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Zueignung.

Muthig ſchäumt empor die Quelle,
Sprudelt ſilberhelle, hingezogen
Schimmern durch das Grün die Wogen;
Mächtig dehnt der Strom ſich, reißend ſchnelle;
Kühner umgebogen,
Daß die Fluth ſo reicher ſchwelle,
Bis zum Meere hin die ſtark' entflogen,
Wo dann endlos rauſcht die Welle,
Brauſend ew'ge Fluthen durch einander wogen.

Alſo, die vom Himmel ſtammen,
Auch die Liebesflammen im Gemüthe,
Spielen erſt um Frühlingsblüthe;
Muthiger das Böſe zu verdammen,
Wie es wild auch wüthe,
Schlagen Herzen dann zuſammen
Kühn, wer frei dem Vaterland' erglüh'te;
Bis noch reiner ſie entflammen,
Mitverſchlungen in das Meer der ew'gen Güte.

Dieſe Lieder und Geſänge,
Lieber Jugend Klänge, erſt nur Spiele
Streben bald zu lichterm Ziele;
Kühn empor ſich windend aus der Enge
Spielender Gefühle;
Abwärts von der blöden Menge,
Neu entzündend muth'ger Herzen viele,
Reißt vom irdiſchen Gedränge
Aufwärts der Geſang den Geiſt zum Flammenziele.

Die in Liebe Du entzündet,
Ewig verbündet, Luſt und Klagen
Theilend, alles wollteſt wagen;
Liebe iſt es, was das Lied verkündet,
Wie in Frühlingstagen
Schöne Freude ſich entzündet.
Höher noch beginnt der Muth zu ſchlagen,
Wenn die Hoffnung, neu begründet,
All' uns will vereint zum Meer der Liebe tragen.

Als die Zeit in Haß entbrannte,
Keinen Frieden kannte, fern vertrieben,
War es nicht Dein treues Lieben,
Wo der Muth zur Hoffnung ſich ermannte?
Sind umhergetrieben,
Ehrend was die Welt verkannte,
Wir nicht folgend unſers Herzens Trieben,
Welchen Wahn man immer nannte,
Treu dem rechten Vaterlande ſtets geblieben?

Was von Luſt und Schmerz bezwungen,
Muthig ich geſungen, was dem vollen
Herzen ſchöpferiſch entquollen;
Was ſich ſpielend erſt durch's Thal geſchlungen,
Dann zum Strom erſchwollen
Um das Vaterland geſchwungen;
Soll den Dank der Liebe freudig zollen,
Weil durch Liebe nur gelungen,
Was auf kühner Fahrt zum Ziel uns führen ſollen.

Fahrt, die wir vereint beſtanden,
Sieg und Rettung fanden, hohem Leben,
Ew'ger Liebe hingegeben;
Daß befreit nun von des Zwieſpalts Banden,
Höher ſtets das Streben,
In des Friedens ſel'gen Landen,
Auf zu jenem Licht ſich kann erheben,
Dem die Treuen ſich verbanden,
Milde Ruh' die Sieger linde mag umſchweben.

I.

Kunſtgedichte.

An die Dichter.

Buhlt länger nicht mit eitlem Wortgeklinge!
Unedle laßt in Hochmuth ſich aufblähen,
Sich um den eignen Geiſt bewundernd drehen,
Beſeeligt, daß ſo einzig's ihm gelinge.
Laßt nicht der Eitelkeit verborgne Schlinge
Aushöhlend mich eu'r Herz umwinden ſehen!
Treu dienend nur erklimmt der Dichtkunſt Höhen,
Wer fühlt, wie heilig das ſei, was er ſinge.
Den Heldenruhm, den ſie zu ſpät jetzt achten,
Des deutſchen Nahmens in den lichten Zeiten,
Als Rittermuth der Andacht ſich verbunden;
Die alte Schönheit, eh' ſie ganz verſchwunden,
Zu retten, fern von allen Eitelkeiten,
Das ſei des Dichters hohes Ziel und Trachten!

An Viele.

Vergebens wollt ihr, daß mit eurem Sinne
Der Dichter eins und gleich ſei, der verachtet,
Was trübe euren trägen Geiſt umnachtet,
Beſorgt, wie das Verborgne er gewinne;
Der Dichter, der wie fern die Zeit entrinne,
Vergangenheit als Gegenwart betrachtet,
Und während ihr nach Sterblichem nur trachtet,
Unſterblich hier ſchon wird der Zukunft inne.
Als noch die Flammen ſtrömten, Felſen klungen,
Die alte Rieſenzeit der jungen Erde,
Iſt nah ihm gegenwärtig, gleich wie heute;
Und wieder grüßt und ruft von fern ſein Werde
Den Frühling Gottes, daß er uns erneute,
Hat ſeine Ankunft froh ſchon jetzt beſungen.

An die Deutſchen.

Zu Anfang des Jahres 1800.

Vergaßt auf ewig ihr der hohen Ahnen?
  Ihr uneins all', an Stumpfheit alle gleich,
  Gelehrte, Laien, Herrn und Unterthanen!
Ach ſchmolz der Väter Tugendkraft ſo weich,
  Die ernſt wie Rom ſo Schwert als Griffel führten,
  Bald welterobernd, bald von Kunſtſinn bleich,
Das Ritterthum durch Caeſars Würde zierten,
  Der neuen Dichtkunſt vollſten Strom ergoßen,
  Europa, eh' die Kirche brach, regierten?
In Deutſchland war der heil'ge Krieg entſproſſen,
  Als Deutſchland ſich im Frieden ganz zerſtörte,
  Da war das letzte deutſche Blut gefloſſen.
Noch da gab's Stimmen, Einen kaum der hörte.
  Von Fürſten Recht, bei Bürgern edle Sitte,
  War Wen'ger Ziel, ſeit ſich das Reich verkehrte.
Was mögen Einzle, fehlt die große Mitte?
  In Thaten hat uns Gottes Will' umſchränkt,
  Die Kraft der Kunſt gewährt er ſonder Bitte.
Schon früh hat uns Gelehrſamkeit getränkt
  Mit alter Völker Mark. Zur Geiſtesſonne
  Wird Kraft und Kunſt durch ſtillen Bund gelenkt.

Aus ſüßer Poeſie quillt ew'ge Wonne,
Durch Religion entzünd't ſich lichte Güte,
Dem Denker iſt Natur der Lebensbronne.
Was Hellas ſchlau erſann, was Indien blühte,
German'ſcher Männer Lied wird's neu entfalten,
Wie zornig blinder Pöbel gegenwüthe.
Ich ſagte zweimal Uns. Die Worte galten
Den Heldenkünſtlern, die ſich ſelber nennen;
Denn nimmer kann ſolch Feu'r wie dieß erkalten.
Die Nachwelt wird ſie glorreich anerkennen.
Wer will, ſei mit im Uns. Die ſind verſtoßen,
Die nach dem Nichts, von Gott verlaſſen, rennen,
An Religion und Dichtkunſt ſich erboßen,
Von der Natur Myſterien nichts nicht wiſſen,
Zu ſich in Koth das Heil'ge niederſtoßen.
Solch Sündenvolk, die leicht ſchier von Gewiſſen,
Im Herzen ſchlaff, von Sinnen ſtumpf, nicht merken,
Daß ſich der Nacht ein Weltall neu entriſſen,
Mag ewig Gott im Todtenſchlaf beſtärken,
Bis kraft des jüngſten Tags zuletzt ſie wachen,
Eh' ſie zergeh'n ſammt ihren nicht'gen Werken.
Wer Feuer, Waſſer, Luft, die erſten Sachen
Aus tiefer Seele liebt, kann's nie mehr laſſen,
Schwämm' auch allein auf weitem Meer ſein Nachen.
Er muß im Mittelpunkt den Erdgeiſt faſſen,
Metalle, Menſchen, Pflanz' und Thier begreifen;
Wo Licht und Sonne fern, das Träge haſſen.
Was Stoff, der Formen Sinn, wie Sterne ſchweifen,
Dreiein'ger Kräfte Wechſelſpiel; die Frucht
Muß golden ihm am Baum der Weisheit reifen.
Zu Gott zurückflieh'n will des Lebens Flucht;
Geweiht bleibt ewig, wer Gott einmahl ſchaut,
Nie füllt ſein Thun die bodenloſe Sucht.

Dieß, Pöbel, iſt das Feu'r, vor dem dir graut!
Die lang verſchloſſ'ne Kraft iſt aufgelodert;
Kein Waſſer kann ſie ſtill'n, ſie brennt zu laut.
In ſich hat ſich der Geiſt von ſich gefodert,
Des Wiſſens Tief' entſteigt neugrün die Erde;
Der alte Schutt bleib' immerhin vermodert.
Der Meiſter ſinnt ſchon freudig von Geberde,
Sein Haupt als Prieſter der Natur umkrönend,
Und ſpricht zur Hierarchie der Kunſt ſein Werde.
Vom Himmel fließt dieß Zauberlicht, und tönend
Begleitet der das Schöpferwort, deß Kraft
Zur Mitte dringt, die alte Nacht verſöhnend.
Ich ſprach es aus und ſah, wo keiner gafft,
Im innern Licht der Geiſter Weltenbau,
Sah lebend, was zum Schein der Tod gerafft;
Am Boden funkelt hell der Liebe Thau,
Der Bildung Mark durchſtrömt die Wunderpflanze,
Zum Dach wölbt Fantaſie ihr lichtes Blau.
Es wächſt und blüht der Säulen Chor im Glanze;
Des Tempels Bau vollendend zu enthüllen,
Weih'n am Altar ſich die im Dichterkranze,
Aus deren Blick ſchon Lichtes Ströme quillen,
Und ſchwören alle bei des Himmels Roſen,
(Der Eid ſei höchſtes Ziel auch meinem Willen):
Mit Flammen ſoll der Jüngling fröhlich koſen,
Des Mannes Fuß erſteigt des Weltalls Stufen,
Dem Stab des Meiſters ſchweigt der Meere Toſen.
Wohl ſeid ihr taub, ſonſt hört ihr jetzt mein Rufen!
Der Tempel grünt in Euch; in Euch noch leben
Die Kräfte ſo das Alterthum erſchufen.
Dringt, Jüngling' ein! Ernennt durch tapfres Streben
Euch ſelbſt zu Herrn und Fürſten jeder Kunſt;
So wird die Kirche ſichtbar ſich erheben.

Ihr habt der Liebe Muth, der Götter Gunſt,
Ihr ſchautet die Natur im Heiligthume;
Entflammt die ganze Welt zu Einer Brunſt!
Eu'r Tempel wachſe groß zu Deutſchlands Ruhme.
Der Grund iſt feſt, und hoch im Centrum ſprießt
In königlicher Pracht der Dichtkunſt Blume.
Europa's Geiſt erloſch; in Deutſchland fließt
Der Quell der neuen Zeit. Die aus ihm tranken,
Sind wahrhaft deutſch; die Heldenſchar ergießt
Sich überall, erhebt den raſchen Franken,
Den Italiener zur Natur, und Rom
Wird wach und Hellas, deſſen Götter ſanken.
Bleibt jung, gedenkt der Ahnen; das Fantom
Der trägen, todten Meng' iſt nur ein Splitter,
So dämmen will der Zeiten Rieſenſtrom.
Des Geiſtes heil'gen Krieg kämpft treu wie Ritter!

Leſſings Worte.

1801.

Wenn kalte Zweiſler ſelbſt prophetiſch ſprechen,
Die klaren Augen nicht das Licht mehr ſcheuen,
Seltſam der Wahrheit Kraft in ihren Treuen
Sich zeigt, den Blitz umſonſt die Wolken ſchwächen;

Dann wahrlich muß die neue Zeit anbrechen,
Dann ſoll das Morgenroth uns doch erfreuen,
Dann dürfen auch die Künſte ſich erneuen,
Der Menſch die kleinen Feſſeln all' zerbrechen.

„Es wird das neue Evangelium kommen!"
So ſagte Leſſing, doch die blöde Rotte
Gewahrte nicht der aufgeſchloſſ'nen Pforte.

Und dennoch, was der Theure vorgenommen,
Im Denken, Forſchen, Streiten, Ernſt und Spotte,
Iſt nicht ſo theuer wie die wen'gen Worte.

Reden über die Religion.

1800.

Es ſieht der Muſen Freund die offne Pforte
Des großen Tempels ſich auf Säulen heben,
Und wo Pilaſter ruh'n und Kuppeln ſtreben,
Naht er getroſt dem kunſtgeweihten Orte.

D'rin tönt Muſik dem Frager Zauberworte,
Daß er geheiligt fühlt unendlich Leben,
Und muß im ſchönen Kreiſe ewig ſchweben,
Vergißt der Fragen leicht und armer Worte.

Doch plötzlich ſcheint's, als wollten Geiſter gerne
Den ſchon Geweihten höh're Weihe zeigen,
Getäuſcht die Fremden laſſen in der Blöße;

Der Vorhang reißt und die Muſik muß ſchweigen,
Der Tempel auch verſchwand und in der Ferne
Zeigt ſich die alte Sphinx in Rieſengröße.

Die Weltſeele.

1800.

Vom trüben Schlaf erwacht zu lichtem Denken,
Hat ſich der Menſch zum Himmel aufgerichtet,
Kann nun, wo träge Furcht ihn ſonſt vernichtet,
Die Wunder des Bewußtſeins ſchaffend denken.

Zum erſten Lohn, den ihm die Götter ſchenken,
Daß innre Kraft den innern Streit geſchlichtet,
Vernimmt er, was vom Aether ſie gedichtet,
Und will mit Liebe ſich in's Lichtmeer ſenken.

Wie dennoch Eins die Kraft in allen Schranken,
Und leichter Aether mächt'ger als die Maſſe;
Das lebt und brennt in ſolchem kühnen Streben!

Es ſinnt der Geiſt, wie er das Ew'ge faſſe;
In todter Bildung ſieht er Täuſchung ſchwanken,
Das innre Weſen blitzt im freien Leben.

Das Räthſel der Liebe.

1802.

Ob jugendlich der Dichter ſeine Trauer,
Von Herzen hingegoſſen, dar uns ſtellte,
Der alte Meiſter ſie mit ſtiller Kälte
Im Steine ausgeprägt zu ew'ger Dauer;

Ein Feuer iſt's, hier glühend warm, dort lauer
So ſchrecklich licht des Daſeins Nacht erhellte,
Wo Schönheit will, wie auch die Satzung ſchelte,
Enthüllen nur der eignen Sehnſucht Schauer.

Kein Schickſal kann den Fluch vom Zaub'rer wenden,
Das Wunderkind erblaßt noch auf den Stufen,
Begeiſtert muß des Helden Liebſte enden;

So zeigen neu ſich ſtets die alten Schmerzen,
Und keine Götter achten auf das Rufen,
Wo Liebe unbefriedigt klagt im Herzen.

Die Werke des Dichters.

Fauſt und Taſſo und Meiſter ſind ſilbergediegene Stücke,
Sinnreich gebildet mit Fleiß, oder erhaben gedacht.
Rühmliches Streben erzeugt' Iphigenien, bildete Egmont,
Ja auch der Jugend Kraft drängt' in der Fülle nach Kunſt.
Liebliche Kinder des heiterſten Genius blüht ihr Claudine!
Du der Scherze Triumph, Ariſtophaniſcher Witz.
Tief bewegt uns das kunſtloſe Lied aus ſehnendem Herzen,
Männlich klar iſt der Blick, jugendlich warm das Gefühl.
Süßer noch tönt Elegie und Idyll, und im Rhythmus der Alten
Lächelt milde der Geiſt, freut ſich der ſüdlichen Luſt.
Keime nur ſind es zu großem Entwurf, wie der löbliche Herrmann;
Giebt die Parze denn Heil, wachſen ſie herrlich empor!

An Ludwig Tieck.

Wohl mancher hofft', im neuen Licht zu leben,
Es muß die trübe Nacht ja endlich ſchweigen;
Und hätte, ſich dem Morgenroth zu neigen,
Sein Liebſtes freudig opfernd hingegeben.

Der wollt' uns kühn zur alten Kunſt erheben,
Gebildet der des Lebens Maſſen zeigen,
Dir ſchien des Witzes buntes Füllhorn eigen;
Doch blieb das Beſte nur ein liebend Streben.

Da nahte Genovef' in frommer Schöne;
Wer fühlt nicht, daß die Poeſie gekommen,
Nun kindlich wieder blüht in holder Klarheit?

Sei Freund, im Kranz der Liebe mir willkommen!
Es leiten Dich des Glaubens ſüße Töne;
Und tief und tiefer keimt im Herzen Wahrheit.

Mahomets Flucht.

Gen Medina floh Mahoma,
Schüttelt tief entbrannt von Zorne,
An des Mutterlandes Gränze,
Sich den Staub von ſeinen Sohlen.
„Undankbare Stammverwandte,
Wo des Neides Zahn nicht ruhte,
Bis ich fern von euch entflohen,
Gern entſagend meinem Blute,
Ja den Staub auch unſers Bodens,
Mich zu rein'gen, von mir werfe,
Fremden Schickſals Rufe folgend.
O, ihr trübgeſinnten Herzen,
Anzufeinden ſtets das Hohe!
Welcher Geiſt hatt' euch verdunkelt,
Daß ihr mich nicht dulden wolltet!
War vom adlichſten der Stämme
Ich nicht ehrenvoll entſproſſen?
Wem noch fließen von den Lippen
Des Geſanges Ströme gold'ner?
Sieben Dichterwerke ſtrahlen
Auf den goldgewirkten Rollen;
Doch mit nichten darf ich ſcheuen,

Kühn zu ſpannen gleichen Bogen,
Hoher Rede Kunſtgewebe
Schmückend zu ſo edelm Lohne.
Denn nicht eilen von der Lippe
Flüchtig mir nur ſchöne Worte;
Die ich dichte, meine Rede
Quillt hervor aus dem Verborgnen,
Schwingt ſich ruhig fort im Sturme,
Flammend ſteigt ſie auf zur Sonne,
Und ich darf mich kühnlich ſtellen
Zu den Alten unſers Volkes.
Wer iſt kundiger des Ruhmes,
Den die Väter einſt erworben,
Jene Helden unſers Stammes,
Denen nicht die Enkel folgen?
Das iſt Lug nur und Verläumdung,
Daß ich Neues ſtiften wollte,
Mich nur meinend, wie ihr ſprachet,
Einzig dienen meinem Stolze.
Unſrer Väter alten Glauben,
Für den mancher Held geſtorben,
Eh' die falſchen Götzen kamen,
Hab' ich neu entzünden wollen;
Jenen hohen Feuerglauben,
Der dem Born des Lichts entfloſſen,
Aus des Lichtes Strahlen wollt' ich
Bilden Einer Wahrheit Sonne,
Und der neuen Götzen Schimmer
Niederſplittern auf den Boden.
Dunkel wogen nun die Winde,
Und ich ſehe ſchon die Wolken,
Die mein Vaterland umkreiſen,
Und die Donner, die ihm drohen.
Wach geworden iſt das Wilde,
Die Verwüſtung brauſt im Strome;

Fluthen wachſen über Fluthen
Jenem Lande, dem entflohen
Noch mein Liebesblick gefeſſelt,
Treulich anhängt, oft betrogen.
Traurend flieh' ich, ſchaue traurend
Rückwärts nach dem Mutterboden,
Einſam wandelnd durch die Wüſte,
Als der letzte meines Volkes.

Hymnen.
1801.

I.

Apollo, wirſt Du dieſe Gluth noch lindern?
Ich ſelber ſprang hinunter in die Tiefen,
Wo heil'ge Muſen ſüß und wild mich riefen;
Schon fleh' ich Dir, die Freudenfluth zu mindern.

Dein Pfeil brennt ſtark, und willſt Du ihn nicht hindern,
So muß der Stirn die letzte Kraft enttriefen;
Die Lieder, die im Haupt mir lange ſchliefen,
Verſinken auch mit andern Chaoskindern.

Gieb Heil! die treu'ſte Treue ſoll Dir lohnen.
Kühn hab' ich in der eignen Bruſt gerungen,
Schon ſtrömt mir alle Kraft zum Ziel zuſammen.

Allſtarker! wolle jetzt nur freundlich ſchonen,
Und hab' ich, was Du mir enthüllt, geſungen,
Laß' mich verzehren ſchnell von Deinen Flammen!

II.

Diana, heil'ge, wo ſind Deine Brüſte?
Begeiſt'rung trinkt der Löwe ſich im Blute,
Titanen ſchwellt der Wein zum Uebermuthe,
Diana's Milch war Sehern wild Gelüſte.

Umklirrt blieb ſtill, als ob es nichts nicht wüßte,
Das Räthſelbild, wie auch der Taumel fluthe,
Bis matt vom Waffentanz der Prieſter ruhte,
Der großen Göttin tiefſten Saum noch küßte.

Diana, heil'ge, reich' zum Tanz die Waffen!
Als ich der Brüſte Füll' im Marmor ſchaute,
Da ward von Deiner Milch das Herz mir trunken;

Und ob ich gleich im Mark vor Dir ergraute,
So fühlt' ich Kraft auch, nimmer zu erſchlaffen,
Bleib' in Myſterien ewig nun verſunken.

III.

Ich ſoll den Schleier, Iſis, Dir zerreißen.
Es ringt das kühne Herz, dem keiner wehre,
Zu ſchau'n, wie ſich die innre Kraft gebähre;
Was frommen Schleier da, ſo ſchön ſie gleißen?

Sie wollen feige ſich dem Licht entreißen,
Daß träge Ruhe ſo die Schwäche mehre,
Der Blöden Klugheit jeden Sinn verkehre,
Und alle dämmernd ſich dem Nichts befleißen.

Den Schwachen mag der große Blick verderben,
Daß er ſich ſelbſt entflohen da verſteine,
Wo jede Kraft dem Starken ſich erhöhte!

Ich fühle ſchon den Gruß der Morgenröthe;
Eh' ich nun länger ängſtlich ſehnend weine,
Laß gleich das Blut den grünen Boden färben!

Weihe des Alten.

An einen jungen Dichter.

Nimm den Becher zur Hand, den freudigen,
Freund vom Freunde nur dreiſt!
Dunkelgolden rollet der Wein
In des hellen Kryſtalles Blitzen;
Es ſchwebet zum Haupt auf
Duftiger Blume kühlendes Feuer.
Trinke hinunter die Gluth,
So ſchwillet der Jugend Herz
Selig von Kraft und liebender Freude.
Ergreiſe kühnlich den Zauberbecher!
Du biſt göttlicher Art,
Jugendlich heldengeſinnt.
Sei Du trunken nur ſtets,
Und ſpotte der Furcht,
Grün umlaubt von Frühling das Haar,
Ewiglich treu der goldenen Dichtkunſt,
Wie es uns Deutſchen geziemt.
Wer gekoſtet des heiligen Weins,
Dem entweichen die Schleier.
Wo der Freudige naht,

Hauchet Sommerwonne die Luft,
Lüſtern öffnet die Roſe den Kelch;
Der höchſten Gebilde
Heilige Schönheit ſchauet das Auge,
Rein der Hülle entſtiegen.
Nackte Reize umſpielt
Wolluſtſchlagend das Meer
Allſeliger Liebe.
Gerne ſinkt er hinab,
Mit verſchlungen im Meer;
Alles Leben iſt ſein,
Alle Weſen nur Eins,
In heißer Freude verſchlungen,
Von tiefer Sehnſucht durchdrungen,
Alles nur Luſt und Begierde,
Schwellend von üppiger Schönheit,
Innig umfangender Liebe;
In des heiligen Frühlinges Garten
Die Fülle der Roſen,
Jeder Roſe entquollen,
In neu erzeugten Gebilden,
Das ſchöne Wunder des Leibes,
Liebliches Lebensgeheimniß.

Ahneſt Du, was Dich durchdrang?
Du biſt männlich und ſtark,
Erd' umfaſſend Dein Herz.
Fühle nun auch den Tod
Kalten Zornes im Stein,
Schaue des Abgrunds ewige Gräuel,
In der Tiefe untern Kammern
Die ungeheuerſten Schrecken,
Grimmgefeſſelter Thiere
Alte Rieſengebilde,
Ewig da wüthend im Schmerz.

Steige mein Freund, in den Schacht,
Kühn des Todes hinab!
Dunkel rieſelt da unten
Heimlich der Liebesquell.
Da iſt Sehnſucht und kindliche Trauer
Aus dem Herzen der Mutter,
Strebet ängſtlich zu ſterben,
Möchte in Liebe vergeh'n.
Selten nur dringet ein Strahl
Aus dem verborgenen Quell
Auf in das irdiſche Herz,
Das dann die Vergangenheit fühlt,
Wehmuthzerriſſen von wilder Betrübniß.

Schrecken bleibe Dir fern!
Immer der Freude geweiht
Laß Dich königlich kränzen,
Du biſt König, mein Sohn.
Leben im Leben erzeugen,
Selber tödten den Tod,
Solches vollbringet die Kunſt!
Ich ſelber kann es nicht mehr.
Zwar es ſchlägt flammend noch immer das Herz!
Aber von außen
Härtet ſich eiſern die Bruſt.
Schnee umkränzt das Haupt, das gewaltige,
Es ſenket ſich leiſe;
Des Himmels herrlicher Mantel,
Sternendurchwirktes Blau,
Laſtet nieder den Alten.
Schlage denn Du mein Lied,
Licht und Leben vermiſcht,
Nur ein feuriges Meer,
Erdumrauſchende Woge!
Laß den Zauber erklingen,

Daß gebährend die Luft ſich geſtalte,
Kindlich umkränzend ſpielen
In Wunderformen die Sterne,
Alles Gewächſe in Blüthe entzündet,
Selbſt der Felſen, der harte,
In trüber Erinnerung
Bebend innerlich weint,
Wüthend das Thier ſich zerſtört,
Alles Nichtige ſterbe,
Aus der Vergangenheit Schooß
Dunkle Sonnen erwachen.
Muthig vollführ' es als Held!
Mich entreißet der Sturmwind,
Ruhe nun balde ewiglich heiter
Auf dem ſtrahlenden Thron,
Allen Heldengeiſtern vereint. —
Sei mir gegrüßt, mein Sohn!
Wenn ich den Leib Dir nicht zeugte,
Hab' ich den Muth doch entflammt,
Dir hohe Sterne gezeigt,
Und allen Segen geſpendet,
Drücke Dich herzlich an's Herz,
Du mein Freund und mein Sohn!

Schirin.

Wie Sterne leuchtend in der blauen Luft,
Berauſchend wie des Frühlings Blumenduft,
Von Nelken, Roſen und Jasmin;
Süß wie beim Mond das Lied der Nachtigall,
In Sommernacht der ferne Waſſerfall;
So mahlt die Lieb' und ſtrahlt Schirin.

Calderon.

Ein Zaubergarten liegt im Meeresgrunde;
Kein Garten, nein, aus künſtlichen Kryſtallen
Ein Wunderſchloß, wo blitzend von Metallen,
Die Bäumchen ſproſſen aus dem lichten Grunde;

Kein Meer, wo oben, ſeitwärts, in die Runde,
Farbige Flammenwogen uns umwallen,
Doch kühlend, duftend alle Sinne allen
Entrauben, ſüß umſpielend jede Wunde.

Nicht Zaub'rer blos von dieſen Seligkeiten,
Bezaubert ſelbſt wohnet, zum ſchönſten Lohne,
Im eignen Garten ſelig ſelbſt der Meiſter;

D'rum ſollen alle Feen auch bereiten
Des Dichterhimmels diamantne Krone,
Dir, Calderon! Du Sonnenſtrahl der Geiſter.

An Camoëns.

Wo Indiens Sonne trunknen Duft den Winden
Ausſtreut, gedachteſt Du der hohen Kunden,
Wie Gama einſt der Thetis ſich verbunden,
Wollteſt der Helden Haupt mit Ruhm umwinden.

O weh uns Armen, irdiſch ewig Blinden!
Kaum war Dein Lied dem wilden Meer entwunden,
Sahſt Du von Alter, Sorge, Gram gebunden,
Den letzten König Deines Volks verſchwinden.

Wolluſt haucht in dem Liede, Seel' entraubend,
Frohlockend kommt der Helden Schiff geflogen,
Tief unten brauſt ein Strom verborgner Klagen.

Sei, Camoëns, denn mein Vorbild! Laß mich's wagen
Des deutſchen Ruhms Urkunde aus den Wogen
Empor zu halten, an die Rettung glaubend.

An Novalis.

O laß mich, lieber Freund nicht länger leiden,
Daß wieder friedlich mich Dein Wort erfreue,
Vergangenheitsgeſpräch ſich uns erneue,
Die Augen an der Augen Licht ſich weiden.

Wie konnt'ſt, mein ander Ich, Du von mir ſcheiden?
Du ſtrahlſt in heiterm Frieden, fern von Reue,
Ich bin derſelbe noch in gleicher Treue,
Nur Freude muß den Freundeloſen meiden.

Muſik, unſterbliche, die ſprachſt Du ſterbend,
Mir iſt der Mund verſtummt in Herzens Sehnen,
In Oed' allein mit mir und meiner Liebe;

Nach Dir ſich drängen, ſtreben alle Triebe,
Dein liebes Wort, ich hör' es noch im Wähnen,
Aus aller Jugend die Erinn'rung erbend.

Rheinfahrt.

Wie kühn auch and're Quellen ſprudeln, brauſen,
Wo ſonſt die Dichter ſchöne Weihe tranken,
Den Kunſtberg ſtets anklimmend ohne Wanken,
Bis wo die ewig heitern Götter hauſen;

Ich wähle Dich, o Rhein, der Du mit Sauſen
Hinwogſt durch enger Felſen hohe Schranken,
Wo Burgen hoch am Abhang auf ſich ranken,
An's Herz den Wandrer greift ein ahnend Grauſen.

Schnell fliegt in Eil, auf grünlich hellen Wogen,
Das Schifflein munter hin, des deutſchen Rheines.
Wohlauf gelebt! das Schifflein kehrt nicht wieder;

Muth, Freud' in vollen Bechern eingeſogen,
Kryſtallen flüſſig Gold des alten Weines,
Singend aus freier Bruſt die Heldenlieder.

An A. W. Schlegel.

Wohl mancher leuchtende Frühling grünte,
Und mancher Sturmwind hat getobt,
Seit jugendlich ſich der Muth erkühnte,
Und wir den hohen Bund gelobt;
Es brach die Welt, ſich wandelnd, ſchwankte,
Daß irrend alles abwärts wankte,
Doch unſre Freundſchaft blieb erprobt.

Es rührt erquickend die Liebesfreude
Im Sturm des Lebens an die Bruſt,
Ja hier iſt vor des Geſchickes Neide
Die ſchönſte Freiſtatt uns bewußt.
Nur iſt das holde Glück vergänglich,
Die ird'ſche Blüthe zart und kränklich,
Ein Hauch ertödtet ihre Luſt.

So wandelt alles, was blüht und ſchwindet,
Nur Eines ſteht unwandelbar.
Wie ſich die brauſende Woge windet,
Der Himmel wölbt ſich feſt und klar;
So ſtrahlt in uns die ſtarke Treue,
Frei von Begier und frei von Reue,
Durch allen Wandel hell und wahr.

Laß Wellen denn über Wellen fliehen,
Wir haben's höher wohl gemeint;

Laß wilder den Sturm zuſammenziehen,
Wir bleiben Eines Ziels vereint.
Wenn wir den Muth nicht ſinken laſſen,
So dürfen wir den Glauben faſſen,
Daß noch ein heller Stern uns ſcheint.

So wie zwei Kämpfer, die heimlich ſteigen
Zu Nacht die Felſenkluft empor,
Den Waffenbrüdern den Weg zu zeigen,
Und zu erſpäh'n das ſtille Thor;
Wenn ſie dann endlich durchgedrungen,
Des Sieges Fahne hoch geſchwungen,
Da ſtrahlt die Sonne licht hervor.

So wandelten wir dem Ziel entgegen
Wohl einſam auf dem ſteilen Pfad;
Nun laß ſich freudig den Muth bewegen,
Und herrlich blüh'n die volle Saat.
Der Schätze ſind noch viel' verborgen,
Wie ſollten wir noch ängſtlich ſorgen,
Da der Erfüllung Stunde naht!

Wie ſollte der Unmuth ſich Dein bemeiſtern
Ob eitler Knaben ſchnödem Spiel,
Ob einer auch von den beſſern Geiſtern
In Knechtes Wahn erniedert fiel?
Laß unverzagt uns vorwärts ſchreiten;
Dir ſchlummern in den gold'nen Saiten
Noch unbekannter Kräfte viel.

So wie der Gießbach über die Klippen
Mit wildem Strom zur Tiefe flieht,
So brauſt begeiſtert mir von den Lippen,
Ein ungeregelt Heldenlied;
Weil Dir der Dichtkunſt Füll' entfaltet,
Dem Auge rein und klar geſtaltet,
Die Seelen magiſch an ſich zieht.

Laß nicht die Schwermuth den Geiſt bezwingen,
Weil noch der Himmel donnernd droht;
Auf ſah man herrlicher ſtets ſich ſchwingen
Den deutſchen Geiſt aus Sturmesnoth:
Wie nach des Blitzes Flammenſchlägen
Der Erd' entquillt der vollſte Segen,
Ein neuer Frühling aus dem Tod.

Laß denn hervor die Thaten wallen
Der alten und der neuen Zeit,
Und frei den vollen Geſang erſchallen,
Zu unſers Volkes Ruhm geweiht!
Die Vorwelt ſei der Zukunſt Spiegel,
Die Zeit empfängt in dieſem Siegel
Die Weihe der Unſterblichkeit.

Ein jedes freue ſich ſeiner Stelle,
Der Zeiten Streit verwirrt uns nicht;
Ein jeder labe ſich an der Quelle
Und hell ſei jedes Angeſicht;
Dort, wo ſich alle Zweifel löſen,
Trennt ſich das Gute von dem Böſen
Im ewig heitern klaren Licht.

II.

Scherzgedichte.

Das Ideal.

„Der iſt zu ſchwer, der and're fällt in's Leichte,
Den ſtrengen Ernſt hier müßte man noch würzen,
Der Anmuth Fülle dort ſodann verkürzen,
Bald iſt der Grund zu tief und bald zu ſeichte."

So ſteht die Kunſt dem Ideal zur Beichte,
Und kann den Knoten nie ganz richtig ſchürzen;
Es muß der Menſch auf eine Seite ſtürzen,
Wie fleißig er ſich auch zur Bildung zeigte.

In jeder Kunſt, im Leben, ja im Wiſſen,
Iſt auch das Beſte falſch, die ferne Scheibe
Scheint unerreicht die Schützen nur zu äffen;

Wir können nicht heraus aus unſerm Leibe,
An Allen wird der Kenner etwas miſſen,
Und Einer kann den kleinen Punkt nur treffen.

Nur das Ganze, mein Freund, wie es lebt und im Leben ſich
ſpiegelt,
Das ſei Dein Ideal, frei von der Formel Geſpenſt.

Das Athenaeum.

1801.

Der Bildung Strahlen all' in Eins zu faſſen,
Vom Kranken ganz zu ſcheiden das Geſunde,
Beſtrebten wir uns treu im freien Bunde,
Und wollten uns auf uns allein verlaſſen:

Nach alter Weiſe konnt' ich nie es laſſen,
So ſicher ich auch war der rechten Kunde,
Mir neu zu reizen ſtets des Zweifels Wunde,
Und was an mir beſchränkt mir ſchien, zu haſſen.

Nun ſchreit und ſchreibt in Ohnmacht ſehr geſchäftig,
Als wär's im tiefſten Herzen tief beleidigt,
Der Platten Volk von Hamburg bis nach Schwaben.

Ob unſern guten Zweck erreicht wir haben,
Zweifl' ich nicht mehr; es hat's die That beeidigt,
Daß unſre Anſicht allgemein und kräftig.

Zerbino.

1800.

Gemahlen und gewalkt mit munterm Spiele
Schau hier des Volkes negative Dichter!
Verſteh' nur erſt den tiefen Sinn der Mühle,
So fühlſt Du Leſer! bald im Haupt Dich lichter.

Dem Garten gleicht dieß Buch im Feſtgewühle;
Maskirt erſcheinen neu die armen Wichter,
Warm haucht die Luft, Fontänen plätſchern kühle,
Und ferne ſchimmern künſtlich bunte Lichter.

Verkehrt iſt alles in den ſüßen Poſſen,
Statt Ya ſagt das Eslein ſelber Ay:
Ergötzlich ſpielen d'rein mit Narrenſchwänzen

Theater, Aufklärung und Nikolai.
So mahl' denn Tieck! mahl' ferner unverdroſſen
Der Schriftenſteller albernſte Tendenzen.

Kunſt-Orakel.

Wenn Dichter die Moyens nicht motiviren,
Statt den fünf Akten weiſe zu vertrauen,
Das Stück aus Stücken wunderlich erbauen,
Racine aus den Augen ganz verlieren;

Denk' ich an Rouſſeau, der auf allen Vieren
Zu geh'n verſucht, als hätten Menſchen Klauen.
D'rum muß Verſtand gar ängſtlich ſie beſchauen,
Weil ſonſt die Künſtler leicht ſich proſtituiren.

Vom Macbeth hat der Wallenſtein am meiſten,
Scheint dann an Tiecks Rothkäppchen ſich zu ſchließen,
Weil da das Schickſal auch ſo zart behandelt.

Nur daß es gothiſch, muß mich ſehr verdrießen;
So bleiben die Bizarren nie beim Leiſten,
Bis das Genie in Tollheit ſich verwandelt.

Die neue Schule.

1800.

Eines ſchickt ſich nicht für Alle,
Sehe jeder wie er's treibe,
Sehe jeder wo er bleibe,
Und wer ſteht, daß er nicht falle.

Dieſer weiß ſich ſehr beſcheiden,
Jener bläſ't die Backen voll;
Dieſer iſt im Ernſte toll,
Jener muß ihn noch beneiden.
Alle Narrheit kann ich leiden,
Ob ſie genialiſch knalle,
Oder blumenlieblich walle;
Denn ich werd' es nie vergeſſen
Was des Meiſters Kraft ermeſſen;
Eines ſchickt ſich nicht für alle.

Um das Feuer zu ernähren,
Sind viel zarte Geiſter nöthig,
Die zu allem Dienſt' erbötig,
Um die Heiden zu bekehren.
Mag der Lärm ſich nun vermehren,
Suche jeder wen er reibe,

Wiſſe jeder was er ſchreibe,
Und wenn ſchrecklich alle Dummen,
Aus den dunklen Löchern brummen,
Sehe jeder, wie er's treibe.

Ein'ge haben wir entzündet,
Die nun ſchon alleine flammen;
Doch die Menge hält zuſammen,
Viel Geſindel treu verbündet.
Wer den Unverſtand ergründet,
Hält ſich alle gern vom Leibe,
Die geboren ſind vom Weibe.
Iſt der Bienenſchwarm erregt,
Den das neu'ſte Wort bewegt,
Sehe jeder, wo er bleibe.

Mögen ſie geläufig ſchwatzen,
Was ſie dennoch nie begreifen;
Manche müſſen irre ſchweifen,
Viele Künſtler werden platzen.
Jeden Sommer fliegen Spatzen,
Freuen ſich am eignen Schalle,
Reizte dieß dir je die Galle?
Laß ſie alle ſelig ſpielen,
Sorge Du nur gut zu zielen,
Und wer ſteht, daß er nicht falle.

Das tragiſche Schickſal.

Alles redet in Sentenzen,
Auch die Helden werden Zwerge
In der tragiſchen Latwerge,
Müſſen idealiſch glänzen.
Daß die Scenen ſich ergänzen,
Und das Nichts erhaben prahle,
Alles dankt man dem Schickſale.

Wie die jungen Katzen pflegen
Nach dem eignen Schweif zu gehen,
Muß ſich hier im ew'gen Drehen,
Zufall und Vernunft bewegen.
Und das Herz von kleinen Schlägen,
Ganz empfindlich dem Schickſale,
Fühlt die Quentchen in der Schale.

Zwiſchen Pflicht und dem Gefühle
Muß der Menſch verlegen ſteh'n,
Oder ſchlau durch beide geh'n
In der Tugend Zwickemühle.
Wahrlich hart auf trag'ſchem Pfühle,
Ruht, wer im Theaterſaale
Dichten muß von dem Schickſale.

Proben der neueſten Poeſie.

1808.

1. Griechiſch.

Steil zumeiſt mir ſteinern verſteigender Gott
Apollon iſt. Der bleiern holprichte Wort-
klump bricht hervor mit Weh des Zahns, des Leſenden Lohn.

Knirſchend anfangs zu kau'n bemüht das Gedicht,
Ihm hängt es im Leim klebend, Kieſel-
ſteine des Buchbinders wie.

Aber vom Zahngrimmen Schmerz
Eilend freier geübt ſchon,
Brauſt im geflügelten Hirne
Bald des Hellenen ſchönere Sylbenwuth.

2. Altdeutſches Volkslied.

Es gehen zwei Butzemänner im Reich herum;
Mit der kleinen Kilikeia, mit der großen Kumkum.

Der eine klimpert um den Brei herum;
Bidibum auf der Trumm, bidibum, bidibum.

Der andre ſchaut ſich nach den Fräulein um;
Mit der kleinen Kilikeia, mit der großen Kumkum.

Sie drehen ſich beide recht artig herum ;
Bidibum, bidibum.

Gute Nacht, Butzemänner, dreht euch weiter um!
Mit der kleinen Kilikeia, mit der großen Kumkum.

Wer hat dieß feine Liedlein gemacht?
Es kamen entlang drei Enten den Bach,
Die haben dieß feine Liedlein erdacht u. ſ. w.

3. Spaniſch.

An dem Quell der Langenweile
Lag die Dichtkunſt hingegoſſen.
Ihre Kinder, die Vokale,
Brachten große Waſſerblumen;
Aus den Blumen Funken wurden,
Kleine Lichter funkelnd kamen,
Die zu Waſſer bald erloſchen,
Als Romanzen thalwärts eilen,
Die nun fließen, die nun funkeln,
Auf des Klanges leichten Spuren.

4. Das klare Geheimniß.

Vielſeitigkeit wird auf des Lebens Gipfel nur
Gefunden, wo des reinen Daſeins heitres Nichts,
In zarter Redensarten klaren Schein verhüllt,
Auf ſchwankem Seil der Bildung hin und wieder ſpielt.
So red' und bilde Dich, gebildet rede fort;
Doch was in Kunſt, im Handeln, Reden Du beginnſt,
Es ſei Dir niemals ungebildet voller Ernſt.

Sinngedichte. 1815.

Philoſophiſche Verſicherung.

Klar iſt alles und licht mir; doch das verſtehen ſie ſchwerlich.
Selig bin Ich, meine Herrn! andre gehen mich nichts an.

Verſchiedene Geſinnung.

1. Der chriſtliche Philoſoph.

Ich bin nicht Ich, noch Du; Du biſt wohl Ich in mir?
D'rum geb' ich Gott allein, nicht mir die Ehrgebühr.

Angelus.

2. Der heutige Weisheitslehrer.

Ich bin das Ich und Er, bin auch das Du in Dir;
D'rum geb' ich mir allein, nicht Gott die Ehrgebühr.

Anfrage.

Jenen alten ſehr lieblichen Spaß von dem Subject und Object,
Der auf den Gaſſen nun klingt, werdet Ihr nimmer ihn ſatt?

Irrlichter.

1810.

Ungeziefer mannichfaltig
Nagt der Geiſter Ruhm;
Viel Geſindel, allgeſtaltig
Naſcht vom Heiligthum.

Ja und Nein, und Mehr und Minder
Würfeln ſie herum,
Dreh'n und kehren es geſchwinder
Schnell im Kreiſe um.

Ihnen giebt es kein Geheimniß
Als das Einmal Eins,
Auch im Schwatzen kein Verſäumniß
Alles Eins und Keins.

Wie das Böſe Gott erſchaffe,
Groß wie ſie geſinnt,
Sich das All zuſammenraffe,
Lehren Sie geſchwind.

Allem Tüchtigen abwendig
Iſt ihr eitler Muth,
Nur im Nichtigen beſtändig
Dieſe neue Brut.

Sie verſchmäh'n die ſtarke Rede
Von dem Kampf des Lichts,
Lieben und vergöttern jede
Ausgeburt des Nichts.

Wie der Mücken Schwarm unzählig
Längs dem Strome zieht,
Summen andre, haſchen ſelig
Nach Geſang und Lied.

Jedes neuen Scheins gewärtig
Mit des Seelchens Flug,
Sind ſie ſchon von Anfang fertig
Schreiben Buch auf Buch.

Eulenſpiegels guter Rath.
1806.

Ihr lieben Leute jetz'ger Art,
Ihr ſeid auf rechter Spur und Fahrt,
Und falls Ihr's fürder noch ſo treibt,
Sicher der Segen aus nicht bleibt.
So laßt uns denn in ein'gen Lehren
Unſr' eigne Weisheit noch vermehren,
Auf daß im Spruch Ihr deutlich ſeht,
Wie ſchön es Euch von Statten geht,
Zu leben, wie man leben ſoll.
Wer anders denkt, iſt ſicher toll,
Oder glaubt ſelbſt nicht, was er ſpricht,
Will ſich abſondern, der Böſewicht.
Ich fange gleich mit dem Anfang an,
So iſt's am beſten auf der Lebensbahn.
Den Kindlein alſo ſoll vor allen
Man thun ihres Herzens Wohlgefallen,
Frühzeitig auch in Geſellſchaft treiben,
Daß ſich die Sitten an'nander reiben;
So werden ſie ſchön zu den Alten treten,
Sie fein belehren mit klugen Reden.

Iſt ſo ein Knabe dann vollendet,
Werd' er zur hohen Schule geſendet.
Da lernt er ſpielen, ſtechen, ſaufen,
Beineben ſich in Weisheit taufen,
Kauft ſich eine Portion Abſolutes,
Und hat er's, kann er dreiſten Muthes
Jedwedem lachen in's Geſicht,
Dem's an der Redensart noch gebricht;
Die Waare iſt nicht theuer eben,
Für 'nen Gulden wird ſie jeder geben.
Dieß ſind die Haupt=Erziehungsregeln;
Ein guter Wind macht fröhlich ſegeln,
Nicht alle können von Renten leben,
D'rum muß esStänd' im Staate geben.
Unter all' den Ständen dieſer Welt
Keiner mir wie der Kaufmann gefällt;
Der ſitzt ruhig an ſeinem Tiſch,
Läßt die andern angeln und ackern friſch.
Wer dreſchen mag, der kann auch faſten;
Dem Klugen fließt es ſo in Kaſten.
Zwar machen Viele bankerott,
Doch leiden ſie darum nicht Noth,
Leben oftmahls nur deſto beſſer;
Und wucherſt Du glücklich, wer iſt größer?
Der Kaufmann lebt wie ein kleiner König,
Dünkt ſich in ſeinem Hauſe nicht wenig;
Da kann er nach Luſt die Künſte beſchützen,
Merkwürd'gen Fremden vielmahls nützen.
Vielerlei Volk zuſammen er bittet,
Sein' eigne Frau in der Mitte ſitzet,
Wird ihr manch Kompliment gemacht,
Daß ſie's in allem ſo weit gebracht.
Denn das iſt nun vor allen nothwendig,
Sie ſei es oder ſei nicht verſtändig,

Daß ſie von allem zu ſprechen weiß,
Wird ihr dabei weder kalt noch heiß.
Die feinſte Geſellſchaft dieſer Art
Iſt, wo viel Weiber jung und zart
Uns ihre Reize eben zeigen,
Ohne darum von der Tugend zu weichen,
Holdſelig jeden Fremden anlachen,
Das ſollt' einem wohl Gedanken machen,
Bloß weil's die Mode ſo mit ſich führt,
Daß man halbnackend im Winde ſpaziert.
Wenn ſie ſich lang genug beſeh'n,
Nüchtern alle nach Hauſe geh'n.
So nennt der Kaufmann alles ſein,
Mag er Chriſt oder Jude ſein.
Schlimmer ſchon iſt der Soldat geſchoren,
Ihn tröſten jedoch die vergold'ten Sporen,
Viele Schulden und ein wenig Muth,
Vor allem aber der große Hut.
Stets ſoll der Rechtsgelehrte ſchreiben,
Und ſchreibend ſo das Recht umtreiben;
Je höher wächſt der Schriften Menge,
So mehr der Bürger kommt in die Enge.
Der Arzt hängt ſich an's neu'ſte Syſtem,
Iſt er berühmt, ſo wird er bequem.
Gelahrtheit iſt 'ne ſchlimme Profeſſion,
Wer grob nicht iſt, der bleibe davon;
Lügen und Stehlen ſind hier am Ort,
So geht man mit der Wiſſenſchaft fort.
Schimpft nur auf die, ſo Ihr beſtehlt,
Noch manchen giebt's, der ſich redlich quält.
Der Geiſtliche wird gering geachtet,
Oftmahls ſein Gut ſogar verpachtet,
Er ſelbſt von Haus und Hof gejagt;
So flieht des Aberglaubens Nacht.

Wer Gottes Wort von Herzen achtet,
Wird billig von der Welt verachtet.
Der Landmann ſoll in Städten leben,
Die Aecker mögen verderben eben.
Der Bürger wohn' in blüh'ndem Garten,
Der Kunden mag ein and'rer warten.
So leben die Fürſten in Freuden und Ehren,
Denn lange kann es ſo nicht währen.
Kein Fürſt ſei je des andern Freund,
Viel lieber halt' er's mit dem Feind,
Der manchem ſchon ließ Leut' und Land,
Der ſich ergab in ſeine Hand;
Zuvor gemindert doch das Gut,
Daß ſie nun leben mit leichterm Blut.
Wenn Ihr die Lehren treu bewahrt,
Gewißlich Ihr zum Teufel fahrt.
Doch dieſes hoff' ich, glaubt Ihr nicht,
Weil es der Eulenſpiegel ſpricht.

Die Zwerge.

Es war ein Ritter, war traurig genung;
Er ſah ſie laufen, ſich raufen und ſchnaufen um nichts.
Sein Haar wurde grau, doch der Muth blieb ihm jung,
Und ekelt' ihn manchen Dreihellergeſichts.
Es trippelten, trappelten Zwerg' um ihn her,
Die klipperten, klapperten, rappelten ſehr.

„Ade," ſprach der Ritter, „du Vaterland mein;"
Es ſtarrete kalt in der Bruſt ihm das Herz —
„Ade, es muß nun geſchieden ſein,
Was weiß dieſe Brut, was weiß ſie von Gluth und von Schmerz?"
So zieh't er und flieh't von dannen fort,
Ein Kleinod doch läßt er am heimiſchen Ort.

„Thu' auf deinen Schooß, o Waldesthal,
Und nimm dieſes Kleinod, nimm treulich es auf!
Ich ſtrebte und lebte der Liebe zumahl."
Dann ſchüttet er viele Figuren darauf;
„Die Zeichen ſind magiſch, die mögen da ruh'n;
Was wollen die Zwerge den Zeichen thun?"

So ſprach er und ging von dannen im Zorn.
Gleich ſpürten die Zwerge und rührten am Platz,

Wie reinliche, kleinliche Mäuſe im Korn,
So knaupelten, graupelten die in den Schatz;
Sie trugen die Stücke zu Markte heraus,
Und machten ſich zierliche Mäntelchen d'raus.

Sie ſprangen auf Stühlen und Bänken friſch
Und gingen auf Köpfen wunderlich,
Bald ſaßen ſie ernſthaft am langen Tiſch,
Bald drehten wie Kräuſel im Kreiſe ſie ſich.
Sie hatten zu viel genaſcht und genagt
Am heimlichen Schatze, von dem wir geſagt.

Sie warfen die Bilder wohl hin und wohl her,
Und hatten deß immer und nimmer Gewinn.
Sie ſtellten die Zeichen die Kreuz und die Quer
Und fanden jedweder ſich ſelber darin.
Der rechte Edelſtein fehlt ihnen doch,
Der ruh'te wohl tief in der Erde noch.

Es zwitſcherten einige ſchmachtend und zart,
Doch andre bellten und ſchalten darauf;
Es ſtrichen ſich andre den kleinen Bart,
Und bauten poſſierliche Häuſerchen auf.
Sie ſchrien und ſchrieben und trieben es viel,
Sie riſſen, zerbiſſen ſich ſelber zum Spiel.

Nun fanden die Zwerge in ſelbiger Gruft
Ein heidniſches Bild von Marmelſtein;
Sie zerren und zergen's hervor an die Luft:
„Das," ſprachen ſie, „ſoll unſer Abgott ſein."
Sie toben und loben das Bildniß fortan,
Den heidniſchen, herrlichen Marmormann!

„Wohl iſt es ein alter erkaltender Block,
Und die ihn erfanden, verſtanden's nicht recht;
Wir, die wir ſpringen um Stein und um Stock,
Sind aber ein ſpitzig und witzig Geſchlecht.

Wir bilden uns aus und bilden uns ein,
Was fragen wir nach dem Edelſtein?"

Da traten zum Walde die Wölfe hervor,
Die luden und laden ſich ſelber zu Gaſt.
Sie eſſen und meſſen die Zwerge ſich vor,
Sie zählen und wählen in eilender Haſt;
Doch freut ſich deſſen das Zwergengeſchlecht,
Die ſchwärmen und lärmen und ſchreien nun recht.

So geht es noch alles am heutigen Tag.
Die Wölfe, die gehen dem Wildpret nach,
Der Marmor ſchimmert zu jeglicher Stund',
Die Zwerge lärmen und ſchwärmen verkehrt,
Der Edelſtein leuchtet im dunkelen Grund,
Und der ihn vergrub, nie wiederkehrt.
Fern ſingt er am Meere manch heimliches Lied,
Bei Sonn' und bei Mond, wie die Wolke zieh't.

Der alte Pilger

oder:

Homo's neueſte Wanderung.

1807.

„Nun kann ich und will ich nicht weiter geh'n,
Sonſt iſt's um meine Füße geſcheh'n;
Hier will ich unterkauern.
Dieß ſoll zu Nacht mir ein Obdach ſein,
O ſeid nur ſo gut und brecht noch nicht ein!" —
Er meint die alten Mauern.

Der Pilger war ein redlicher Mann,
Nur wandelt der Schlaf ihn oftmahls an,
D'rum kam er nie zur Stelle.
So ſaß er und aß ſein Abendbrod,
Es war die Stund' um's letzte Roth,
Nicht dunkel und nicht helle.

Es tönt der Glocken Geläut von fern,
Und obwohl ſchimmert manch heller Stern,
Will nicht die Nacht beginnen.
Schläft oder träumt er mit wachem Geſicht?
Der Pilger weiß es ſelber nicht,
Und kann ſich nicht beſinnen.

Da kommen zwei Männer mit greiſem Bart,
Gekleidet nach der Doktoren Art,
Die zornig ſtreitend ſchnaufen.
Der ſtarke dem ſchwächern am Barte zieht,
Ein Haar iſt er nach dem andern bemüht,
Ihm ſauber auszuraufen.

Kaum war er damit fertig doch,
So kam ein and'rer, der ſtärker noch,
Und ward ſein wieder Meiſter.
Wie jener ſtritt und wie er ſchrie,
Ein Haar genau nach dem andern ſieh'!
Ihm aus dem Barte reißt er.

So kommt ein vierter und fünfter zum Ort,
Sie treiben's fürder immer fort,
Ein jeder ward bezwungen;
Bis endlich einer, ein Mönch fürwahr,
Wie's an der Kutte zu ſehen war,
Dem iſt es gut gelungen.

Von Fürſten ſtand um ihn ein Heer,
Die reichen die goldnen Kronen ihm her,
Er drückt ſie all' zuſammen.
Als wären ſie Wachs, ſo drückt er und dreht,
Der Mönch, der im Kreiſe der Herren ſteht,
Bei'm Schein nächt'ger Flammen.

„Wie groß iſt doch dieſer Geiſter Macht,"
So hat der Pilger bei ſich gedacht;
„Die kräftigen Geberden!
Die Herrlichen, wie ſie da ſteh'n und geh'n,
Wie glücklich bin ich, dieß Schauſpiel zu ſeh'n!
Was wird's nur endlich werden?"

Des Schreiens und Streitens wird mehr und mehr,
Die Ritter klirren und ſchlagen ſehr,
Wie ſie die Wuth bethörte.
Es lärmt ein jeder, ſo viel er will,
Doch plötzlich wird es wieder ſtill,
Daß keinen Laut man hörte.

Da zeigt ſich dämmernd fern ein Rauch,
Und hier und dorten Flammen auch,
Die immer heller brennen.
Ach Dörfer ſind's, daß Gott erbarm!
Und Weib und Kind, die nackt und arm
Voll Angſt durch's Feuer rennen.

Wie aber, ſind die Menſchen denn toll?
Es iſt ihrer Leiden Maaß ja voll,
Das Elend ungeheuer;
Nun machen ſie ſich Muſik noch dazu,
Sie haben des Springens nicht Raſt noch Ruh,
Und tanzen um das Feuer.

Der Pilger war ein guter Mann,
Der Jammer greift an das Herz ihn an,
Er weint' manch heiße Thräne.
Da tritt ein Zwerglein zu ihm hin,
Der lacht ihn an mit hämiſchem Sinn,
Und grinſ't in ſeine Zähne:

„Du weineſt verkehrt, o Menſchenwicht,
Ich zeige Dir wohl ein ander Licht
In dunkler Geiſterſtunde.
Die Armen dort wiſſen nicht, wer ſie ſchlug;
Man lenkt ſie heimlich mit weiſem Trug,
Sie ſind nicht mit im Bunde."

„Bald iſt vorüber der erſte Schreck,
Dann magſt Du gebieten jedem Zweck
Du wirſt es dankbar ſpüren.“
So ſprach der Zwerg, that wohl bekannt
Und nahm vertraulich ihn bei der Hand,
Ihn in die Schlucht zu führen.

Hinunter geht es den Felſengrund,
Da liegt der feurige Höllenhund,
Der ſchleicht voll Grimm zur Seite.
Nach Stiegen und Gängen ohne Zahl,
Steh'n ſie im unterird'ſchen Saal,
Von unermeß'ner Weite.

Da ſitzen der ſchweigenden Männer viel,
Die treiben ernſthaft ein ſeltſam Spiel,
Der Pilger ſieht's mit Beben.
Und wie es dreimahl ängſtlich klopft,
Hätt' er wie gern die Ohren verſtopft,
Er meint, es gilt ſein Leben.

Die Männer winken, er ſoll ſich nah'n,
Er ſoll den Bruderkuß jetzt empfah'n,
Dort oben ſitzt der Meiſter.
Schon glaubt er, beginne der Weihe Feſt,
Da hält ihn ein Todtengerippe feſt,
Zur Hölle ſinken die Geiſter.

Dem Pilger wird es kalt wie Eis,
Er wiſcht ſich von der Stirne den Schweiß,
Es ſchildern's keine Worte.
Er ſinkt zu Boden in bitterm Gram;
Und wieder war, als er zu ſich kam,
Er an dem vor'gen Orte.

„O weh mir,“ ſprach der Pilger zu ſich,
„Wie weit noch von dem Lande bin ich,
Davon man doch geſchrieben;
Wo Milch und Honig ſich ergießt,
Der Wein von ſelbſt in die Fäſſer fließt,
Sich alle herzlich lieben.“

Nun war' es, als flöſſe rundum ein Meer,
Das wogte ſo hoch und wogte daher,
Und zog ihn mit im Kreiſe;
Da ſchwammen der Fiſchlein unzählig viel,
Die trieben ſich, reckten die Köpfe zum Spiel,
So wie es der Fiſchlein Weiſe.

Wie frei er ſich im Meer bewegt,
Die leichte Welle empor ihn trägt,
Er fühlt es mit Entzücken.
Da ſieht er, wie hinter dem kleinen d'rein,
Der große ſchwimmt und ſchlingt ihn herein;
O was ſind das für Tücken!

Daß einer ſtets den andern frißt,
Und des Verſchlingens kein Ende iſt,
Es dünkt ihn nicht geheuer.
Das Meer wird röther und endlich roth
Wie Blut, und ſchwimmt voll Leichen und Tod,
Es ſchnauben Ungeheuer.

Das Meer iſt gleich, der Fiſch iſt frei,
Doch dieſes Gefreſſenwerden dabei,
Es will ihm nicht behagen.
„Viel lieber dien' ich dem ſchlimmſten Herrn“
So ſpricht er, „auf feſtem Lande gern,
Und will als Knecht mich plagen!“

Hat irgend ein Geiſt den Wunſch erhört?
Er ruht im warmen Thal und hört
In Blättern Lüfte wehen.
Es giebt ihm Troſt der Ruhe Genuß,
Nur daß er die Kleider noch trocknen muß,
Dann will er weiter gehen.

Doch als er in die Höhe ſchaut,
Hätt' er den Augen kaum getraut,
Es athmet alles Freude.
Am Hügel ſieht er Citronen blüh'n,
Es ſchimmert durch das heitre Grün
Das alte Prachtgebäude.

Wie ſind die Marmorſtufen ſo breit,
Die Säulen groß, die Gänge weit,
Es wehen Sommerlüfte.
Wohl muthig ſteigt der wandernde Gaſt
Hinan, und es betäuben ihn faſt
Die vollen Blumendüfte.

Doch wie er ſich müht und wie er ſteigt,
So hat er nie den Tempel erreicht,
Es wachſen ſtets die Treppen.
Es zieht ihn nieder, wie Blei ſo ſchwer,
Er freut ſich nicht der Säulen mehr.
Was mag er nach ſich ſchleppen?

Iſt's etwa jenes ſteinerne Bild,
Zu dem er ſich wendet und mit ihm ſchilt:
„Was gehſt du mir zur Seite?"
Das Bild hat wohl nicht Redens Brauch,
Doch ſteht er ſtill, ſo ſteht es auch,
Und geht er, geht's zur Seite.

Noch will er ſich des Mannes befrei'n,
Da wird er gedrückt von andern zwei'n,
Die auf der Schulter ihm ſitzen;
Und als er die zu Boden geſchwenkt,
Sieht er vier kleine feſt gehängt
An ſeines Kleides Spitzen.

Wie ſich vermehrt der Bilder Zahl,
Je höher ſteigt auch ſeine Qual,
So ärger er umklettet.
Als würd' er ſelbſt zu Stein und Erz,
So fühlt er angſtbedrückt ſein Herz
Sich innen feſtgekettet.

„Was ſollen die ſteinernen Dinge, traun!
Viel beſſer wär' es den Acker bau'n
Und ſeiner ſelbſt genießen."
Des Steigens iſt er endlich ſatt,
Er fühlt ſich recht von Herzen matt
Und kann ſich nicht entſchließen.

Jetzt aber erhebt ſich ein kühlender Wind,
Es weht ihm um die Stirne lind,
Der Pilger ſoll erwachen.
Ein Traum nur war geweſen, und Nichts
Die Gaukelei des Schattengeſichts,
Zum Spott und Grau'n und Lachen.

Die Morgenſonne begann den Lauf,
Da ſchlug er vollends die Augen auf,
Und furchte ſich der Reiſe.
„Wie dort der Stier am Pfluge zieh't;"
So ſprach er, „der Pflüger ſingt ſein Lied
Nach ländlich froher Weiſe."

„Was ſollt' ich weiter wandern und geh'n,
Ich kann es alles am Orte ja ſeh'n,
Und nehme Theil am Ganzen.
Ich habe es weit und breit geſucht,
Ich habe es wachend und ſchlafend verſucht,
Nun iſt es Zeit zum Pflanzen."

„So wird man doch vernünftiger ſtets,
Nicht immer mit der Jugend geht's,
Das ſind nur ſchöne Worte.
Wie hab' ich nicht geſorgt und geſtrebt,
Wie manches nicht im Traum erlebt,
Und kam doch nicht vom Orte."

Es war um des Pilgers Muth geſcheh'n;
Sonſt hätt' er mögen nach Hauſe geh'n,
Von wo er hergekommen.
Nun blieb er eben wo er war,
Und freut ſich all' der Weisheit fürwahr,
Die er im Traum vernommen.

Die feindlichen Brüder.

oder:

Der Zeitgeiſt.

1820.

Es wohnen zwei Brüder im Lande,
Die hauſen weit und breit;
Sie haben viele Verwandte,
Zahlloſe in dieſer Zeit.

Sie ſind ſich mehrentheils Feinde,
Ein jeder will haben die Welt;
Mitunter auch einmahl Freunde,
So lange die Welt noch hält.

Sie reißen ſie auf und nieder,
Daß Hören und Seh'n ihr vergeht;
Sie ſchleppen ſie hin und wieder,
Weil Keiner den Andern verſteht.

Der Aelt'ſte ſchlendert im Rechten,
So wie er das Rechte verſteht;
Der Jüngſte ſchludert im Schlechten,
Was er als das Rechte verdreht.

Sie führen Reden unzählig,
Und hören ſich ſelber ſo gern;
Sie ſprechen ſich ſelber gefällig,
Doch iſt in den Worten kein Kern.

Das ſind die feindlichen Brüder,
Der Alte heißt Schlendrian;
Und genialiſch bellt wieder
Der Kleine Schludrian.

Der Alte bricht ſich die Steine
Vom Grunde der Mauer heraus;
Zu flicken und ſtücken das Seine,
So Schornſtein als Speiſehaus.

Der Junge würfelt in Freude
Die Steine mit wechſelnder Hand;
Er mauert ſich ſein Gebäude
In luſtigen, fliegenden Sand.

Das ſind die bauenden Leute,
Die flicken und bauen die Welt;
Sie flicken und bauen für heute,
Auf morgen iſt niemand geſtellt.

Es pfeift ſein Lied ſo weiter
Der muntre Schludrian;
Voll Angſt ſteht auf der Leiter
Der alte Schlendrian.

Es heißt, wenn ich nicht irre,
Ihr Vater Schlechtrian;
Der in der Zeiten Gewirre
Das Rechte nicht finden kann.

Er kann aus dem Schlamm ſich nicht winden,
Noch ändern ſeinen Sinn;
Er kann das Ziel nicht finden,
Und tappt im Dunkeln hin.

Er hat es all' vergeſſen,
Und hält ſich die Ohren zu;
Die Söhne zanken vermeſſen,
Und laſſen ihm keine Ruh.

Das ſind die Brüder im Lande,
Die ſchreien ſo weit und breit;
Es lärmen all' ihre Verwandte,
Und machen den Geiſt der Zeit.

III.

Sprüche.

Geiſtes Licht.

Geiſtlich wird umſonſt genannt,
Wer nicht Geiſtes Licht erkannt;
Wiſſen iſt des Glaubens Stern,
Andacht alles Wiſſens Kern.
Lehr' und lerne Wiſſenſchaft,
Fehlt dir des Gefühles Kraft
Und des Herzens frommer Sinn,
Fällt es bald zum Staube hin.
Schöner doch wird nichts geſeh'n,
Als wenn die beiſammen geh'n:
Hoher Weisheit Sonnenlicht,
Und der Kirche ſtille Pflicht.

Andacht.

Fern von Eitelkeit und innerm Trug,
Nahe dich mit Andacht jedem Buch,
Wo des Herzens ſtille Wahrheitskraft
Neu die Welt der Liebe ſich erſchafft.
Betend wie am Altar Gottes Licht,
So vernimm das heilige Gedicht,
Wo des Lebens ſchmerzlich ſchönes Spiel
Dich zurückſenkt in das ewige Gefühl.
Nur der Sehnſucht fließt der Schönheit Quell,
Nur der Demuth ſcheint die Wahrheit hell.

Adels Sitte.

Mit dem Schwerte ſei dem Feind gewehrt,
Mit dem Pflug der Erde Frucht gemehrt,
Frei im Walde grüne ſeine Luſt,
Schlichte Ehre wohn' in treuer Bruſt,
Das Geſchwätz der Städte ſoll er flieh'n,
Ohne Noth von ſeinem Heerd nicht zieh'n,
So gedeiht ſein wachſendes Geſchlecht;
Das iſt Adels alte Sitt' und Recht.

Deutſchland.

„Nimmer wird die deutſche Nation vergeh'n,
Neu vereint durch Gott einſt auferſteh'n." —
Hat ein edler König kühn geſagt,
Er zu dieſer Zeit noch königlich gedacht.
An der Hoffnung haltet treu,
Unſer Herz ſchlägt ewig frei;
Burg, die nie ein Feind bezwingt,
Wenn das Glück auch unterſinkt.

Geſinnung des Königs.

Mannes Herz in ſtarker Bruſt,
Fern von weib'ſcher Sitt' und Luſt,
So wie edle Krieger ſind,
Sei der König uns geſinnt;
Immer für das Recht bemüht,
Alte Satzung treu behüt't,
Gott vor allen ſtets gedient,
Deſſen Lorbeer ewig grünt.

Frauentugend.

Die dem Würdigſten ſich giebt,
Standhaft bis zum Tode liebt,
Söhne ſtark dem Vaterland
Zuführt ſtolz an Mutterhand,
Sei vor allen Frau'n geehrt,
Segensvoll ihr Heil gemehrt.
Mehr noch die, ſo freudig ſchau't,
Daß ihr Freund auf Gott vertrau't,
Zieh't in Sturm und Kriegsgewalt,
Wenn der Freiheit Ruf erſchallt.

Treue.

Ehre iſt des Mannes Herz,
Demuth führt uns himmelwärts,
Strenge, die ſich ſelbſt bezwingt,
Schafft im Leben, was gelingt;
Treu' umfaßt ſie alle drei,
Lieb' und Frieden noch dabei.

Deutſcher Sinn.

Froh mit Freunden raſch gelebt,
Herz zu Herzen hingeſtrebt,
Von des Frühlings Luſt getränkt,
Geiſtes Aug' in Geiſt verſenkt,
Iſt des Deutſchen Sitt' und Art,
Die noch nie gewandelt ward.
Was in Kunſt und Wiſſenſchaft
Fremder Himmel Hohes ſchafft,
Ward von ihm alsbald erkannt,
Wuchs ſo mächt'ger ſeiner Hand.
Eines ihm Verderben bringt:
Wenn ihn fremde Sitte zwingt;
Eins empöret ſein Gefühl:
Fremder Rechte loſes Spiel;
Ewig bleiben die uns fern,
Ehr' und Freiheit unſern Stern.

Das Alte und das Neue.

Dieſer folgt des Neuen Schein,
Jener lobt das Alt' allein;
Irdiſch wirrt ſich mehr die Zeit,
Durch der Zeiten Widerſtreit.
Eines doch iſt mir erkannt,
Ewig jung mit Recht genannt;
Alter Sehnſucht tiefes Lied,
Was durch alle Herzen zieht;
Neu ſtets grünt des Lebens Baum,
Himmels Füll' in lichtem Raum,
Garten Gottes, der einſt blüh't,
Wenn das Irdiſche verſprüht,
Immer neu wächſt die Gewalt,
Und quillt dennoch ewig alt.
Wen das Band der Lieb' umflicht,
Wer als Kind zum Vater ſpricht,
Aufgenommen in das Licht,
Fragt nach Alt' und Neuem nicht.
Fragt ihr aber nach der Zeit,
Wo der Menſch alſo gedacht,
Sich in Demuth dargebracht,
O wie liegt ſie jetzt uns weit!
Und ſie war doch einſt, die Zeit.

Würde der Dichtkunſt.

Weil ſo ſchnöde ſich zum Spott gemacht,
Jene Weisheit, die ihr ſelbſt erdacht;
So vergeßt der hohlen Worte Schwall,
Nehmt zu Herzen alten Liedes Schall!
Was verworren ward im trüben Streit,
Wird zur linden Klarheit hier erneut;
Aus der Dichtkunſt Wogen friedlich mild
Steiget ſanft empor des Himmels Bild.

Liebes Leben.

Leiſ' und hold wie Kindes Scherz,
Rührt die Lieb' an unſer Herz,
Jugendluſt in Flammen glüht
Wie die Roſe Farben ſprüht.
Bitt'rer Scheidung hart Geſchoß,
Bild des Grabes und Genoß,
Und des Lebens rauher Sturm,
Iſt der Freude Todeswurm.
Muß denn ſterben ſo die Liebe,
Giebt es kein Gefühl, das bliebe?
Ja doch, wie aus Angſt und Beben
Sich entreißt ein neues Leben,
Das im Schooß der Mutter lacht;
So von Leiden angefacht,
Glänzt aus Thränen uns ein Licht,
Das von ſüßer Hoffnung ſpricht,
Und von jener ſchönen Welt,
Die des Lebens Nacht erhellt.

Das Ewige.

Früchte fallen, Roſen bleichen,
Blüthe muß der Blüthe weichen;
Nimmer doch, vom Tode grau,
Liſcht des Himmels Sternenblau;
Ewig auf und nieder ſchwellen
Dieſes Meeres alte Wellen.
Alſo auch des Menſchen Lieder
Schallen, ſchwinden, kommen wieder,
Jede künſtliche Geſtalt
Blühet ſterblich, welket bald;
Doch der Wahrheit ſelig Licht,
All' umſcheinend, altert nicht.
Wie die Zeit das All' zermalme,
Grünet dieſer Hoffnung Palme;
Eine Lieb' im Herzen ſchlägt,
Die gen Himmel uns bewegt;
Denn aus Gottes ſtillen Reichen
Mußte fern der Tod entweichen,
Und es wird der heil'ge Glaube,
Keiner ird'ſchen Zeit zum Raube.

Sprüche aus dem Indiſchen.*)

1807.

1.

Keiner ſchreite der Menge vor; denn gleich iſt des Gelingens Frucht,
Wenn der That aber Unglück folgt, büßt es gewiß des Führer Tod.

2.

Als erkrankt' oder ſtürb' er nie, ſei auf Kenntniß bedacht, wer klug.
Als hielt ihn ſchon an den Locken der Tod, wandl' er den Pfad des Rechts.

3.

Einen Freund nur giebt es, Tugend, der im Tode noch zu uns tritt;
Das andre alles enteilet, mit dem Leibe zugleich zum Nichts.

*) Dieſe Ueberſetzungen ſind auch im Sylbenmaaße dem Samſkrit ſo treu als möglich nachgebildet.

4.

Katzen, wie auch der Stier, Widder, Krähen, ein ſchlechter Menſch
ſodann;
Die ſind fern von allem Zutrau'n, hier wird Vertrauen nicht
gelobt.

5.

Fleiſch und Jauche, Unrath, Knochen, die bilden uns den Men-
ſchenleib;
O was hältſt Du an dem nicht'gen? Nach Ruhm tracht' alſo Du,
mein Freund!
Wenn man durch Ird'ſches das Ewige, durch das Unreine das,
was rein,
Ruhm für den Leib erreichen mag, was iſt dann unerreichbar noch?

6.

Das Metall eint der Maſſe Kraft, Thier' und Vögel der gleiche
Trieb;
Furcht und Gier macht des Narrenvolks, und S i ch ſehen der Guten
Bund.

7.

Im Unglück muthig, gelaſſen im Glück zu ſein,
Sinnvoll im Rathe redend, und tapfer im Kampf;
In Ruhm ſtrahlen, und dennoch durchforſchen die Schrift,
Iſt großer Seelen Tugend und edle Natur.

8.

Wer ſich der Macht falſcher Gehülfen hingab,
Betrogen durch ſchmeichelnder Worte Zauber;
Wer auf die Welt Glauben und Hoffnung ſetzet,
Was wird nach Wunſch denen begegnen können?

9.

Wer am hülfevertrauenden Freund, der gut geſinnt,
Trug verüben kann und Argliſt,
Den betrüglichen Mann, wie kannſt, göttliche Du,
Erde! ihn länger tragen noch?

10.

Nicht den Heißen erfreut, ſich in kühlender Fluth baden, Perlenketten nicht,
Schönduftendes Sandelholz auch nicht alſo, zu erlaben den Körper;
Als voll Liebe die Rede des Gutdenkenden Luſt innen uns ſchafft im Geiſt.
Es zieht Freundes Umgebung und weiſes Geſpräch uns an, wie mit Zauberkraft.

IV.

Romanzen und Lieder.

Bei der Wartburg.

1802.

Auf Berges Höhen,
Da wohnten die Alten,
Die Alten, die Ritter des herrlichen Landes!
In Eiſen gewaffnet,
Aus ſteinernen Burgen,
So ſchau'ten ſie muthig zu Thale hernieder,
Wo rund die Wälder allgrüne,
In Sonne und Nebel gekleidet,
Aus tauſend Röhren Erfriſchung duften,
In ew'gem Sturme dumpfe Lieder rauſchen,
Fernher,
Wie aus hohen Nordens dunkelm Geheimniß.

Voll von Gedanken und ſelig
Stehet der Mann,
Im glühenden Sommer am Gitter,
Den Helm von den Augen ſich drückend,
Schauet verfolgend,
Die ſchwindenden Züge,
Nichtiger Wolken

Rieſengebilde und Räthſel,
Dazwiſchen den fröhlichen Schwarm des Geflügels;
Und lächelt in Freuden,
Wie breit und langſam
Der Strom ſich windet,
Bald ſchwarz, bald ſilbern,
Durch grünende Anger.
Die luſtigen Dörfer zur Seite,
Und zierliche Städte,
Mit ſchlanken Thürmen und Glockenſpiele;
Langſam dann im Thal gezogen,
Auf allen Straßen und Wegen
Orientes Reichthum in vollem Triumphe,
Wagen und Männer,
Elephanten und Mohren,
Blühende Stein' und farbige Früchte,
Indiens goldenſter Segen.

Wenn der Frühling grünet,
So ſchweift er im Walde;
Bald im Schwarm der Gefährten,
Bald vertieft er ſich einſam,
Wo kein Tritt mehr ertönt,
Wo das Reh nicht mehr flieht,
Das bedeutend ihn anſchau't,
Aus ſittſam verſtändigen Augen.
Wohl bemerkt er das Zeichen,
Denn himmliſch nah't ihm
Aus Waldesgrüne
Die hohe Frau ſeines Herzens,
Die ſchweigend redet;
Statt nichtiger Worte,
Volle Blumen ihm reichend,
Zum Bunde der Treue.

Und beide vom Dufte bezaubert,
Im Schatten der Linde verſunken,
Schauen in ſelige Augen,
Ruhen dem Frühling im Schooße.
Freudig umarmt den Helden die Tugend,
Und inmitten der Freuden
Gürtet ſie ihn mit gewaltigem Schwerte,
Alle Laſter zu tilgen.
Muthig nimmt er die Waffen,
Froh der Freuden kehrt er am Abend
Zu ſeinem Felſen wieder,
Wo die Freunde zuſammen
Deutſcher Freuden ſich freuen.
Wenn aber die braune Erde erſtarrt iſt,
Die Flüſſe leuchten wie Eiſen,
In weißem Laube die Wälder ſchimmern;
Dann horchen bei fröhlichem Feuer
Sie alten Geſchichten,
Wie Zwerge künſtlich in Höhlen leben;
Sehen im Geiſte
Dort unten die dunkelſte Tiefe,
Von Lichtern durchſchienen,
Voll Schätze und Mährchen.

So lebten die Ritter, die Alten,
Die Männer des herrlichen Landes!
Und ſchieden ſie endlich
So nahm ſie Michael freundlich
In ſtarkem Arme,
Von leuchtendem Eiſen umkleidet,
Und trug ſie gen Himmel,
Zu Chriſtus und Karl dem Großen.
Voll Andacht kniete der Ritter
Und neigte das Haupt;

Ganz brünſtig zu ſchauen,
Den himmliſchen Purpur der Liebe,
Das Blut der ewigen Hoffnung,
Bis ſegnend die Hand des Heilands ihn rührte.
Kräftig ermannt er ſich dann,
Und tritt voll Ehre zu dem alten Karl,
Daß der Greis ihm die Hände ſchüttelt,
Und Roland und Reinald gebietet,
Ihm volle Becher des Troſtes zu reichen.

Im Walde.

Windes Rauſchen, Gottes Flügel,
Tief in kühler Waldesnacht;
Wie der Held in Roſſes Bügel,
Schwingt ſich des Gedankens Macht.
Wie die alten Tannen ſauſen,
Hört man Geiſtes Wogen brauſen.

Herrlich iſt der Flamme Leuchten
In des Morgenglanzes Roth,
Oder die das Feld befeuchten,
Blitze, ſchwanger oft von Tod.
Raſch die Flamme zuckt und lodert,
Wie zu Gott hinaufgefodert.

Ewig's Rauſchen ſanfter Quellen,
Zaubert Blumen aus dem Schmerz;
Trauer, doch in linden Wellen,
Schlägt uns lockend an das Herz;
Fernab hin der Geiſt gezogen,
Die uns locken, durch die Wogen.

Drang des Lebens aus der Hülle,
Kampf der ſtarken Triebe wild;
Wird zur ſchönſten Liebesfülle,
Durch des Geiſtes Hauch geſtillt.
Schöpferiſcher Lüfte Wehen
Fühlt man durch die Seele gehen.

Windes Rauſchen, Gottes Flügel,
Tief in dunkler Waldesnacht!
Frei gegeben alle Zügel,
Schwingt ſich des Gedankens Macht,
Hört in Lüften ohne Grauſen
Den Geſang der Geiſter brauſen.

Am Rheine.

1802.

Du freundlich ernſte ſtarke Woge,
Vaterland am lieben Rheine,
Sieh', die Thränen muß ich weinen,
Weil das alles nun verloren!
Die Felſen, ſo die Ritter ſich erkoren,
Schweigend dunkle Klagen trauern,
Noch zerſtückt die alten Mauern,
Traurig aus dem Waſſer ragen,
Wo in alter Vorzeit Tagen
Hohe Helden muthig lebten,
Voll von Luſt nach Ruhme ſtrebten;
Franken, Deutſche und Burgunden,
Die nun im dunkeln Strom verſchwunden,
Tapfre Lanzen damahls ſchwungen,
Noch die deutſchen Lieder ſungen,
Die Verderbniß weit verjugen,
Hand in Hand zum Bunde ſchlugen,
In edlem Ritterthume,
Aus aller Tugend Eine Burg zum Ruhme
Durch alle Land' erbauten;

Da der Mann dem Mann noch traute,
Deutſche Luſt im Walde blühte,
Glaub' in Demuth liebend glühte,
Ach da keiner noch alleine,
In des Herzens tiefem Schreine,
Um ſein Vaterland muß klagen,
Selbſt ſich bittre Wunden ſchlagen,
Wie ich hier am heil'gen Rheine
Hohen Unmuths Thränen weine.

Dunkle Trauer zieh't mich nieder,
Will in Wehmuth ganz vergehen;
Wenn ich ſehe, was geſchehen,
Wenn ich denke, was geweſen,
Will die Bruſt in Schmerz ſich löſen! —

So fahrt denn wohl, ihr lieben Wogen,
Wo ich Schmerz und Muth geſogen;
Denn den Muth auch fühl' ich ſchlagen,
Und inmitten ſolcher Klagen
Springt die Quelle ſtarker Jugend,
Und es waffnet feſte Tugend
Unſre Bruſt mit Heldentreue.
Da entweicht denn alle Reue;
Kann ich gleich mit Euch nicht leben,
So ergreift Euch doch mein Streben.
Wo ich wand're, wo ich weile,
Glühen Männer, blühen Lieder,
Und ich fühle wohl Vertrauen,
Auf des Herzens Fels zu bauen,
Eine neue Burg der Liebe,
Die in allem Sturme bliebe,
Mächtig durch die fernen Zeiten,
Einen allvereinten Strom zu leiten,

Einen Strom von Luſt und Schmerzen,
Alles aus dem eig'nen Herzen,
Wo die Lieder all' verſchlungen
Alle Herzen wiederklungen,
Hohe Freunde dann verbündet,
So der Freude Reich gegründet.

Geſang der Erinnerung.

Uralte Rieſenzeiten,
Der Helden Wunderſtreiten,
Schlang' all' die Oed' hinab.
Verſchollen iſt die Klage,
Verſtummt die graue Sage,
Es deckt uns all' ein Grab.

Vom Winterſchlaf umwunden,
Viel tauſend Jahr gebunden,
Dämmert der Menſch ſo fort.
Gebannt in engem Kreiſe,
Mühſam die ird'ſche Reiſe,
Erſtirbt zuletzt das Wort.

Wenn Morgenroth erſcheinet,
Nacht uns der Braut vereinet,
Neu grünt der alte Bund;
In heil'ge Fluth verſenket,
Der Geiſt die Wunder denket,
Oeffnet ſich bald der Mund.

In Frühlings Gluth und Schatten,
Wo Lieb' und Tod ſich gatten,

Erwacht die kühne Luſt;
Da brechen hohe Lieder,
Die alten Quellen wieder,
Aus der befreiten Bruſt.

Nun öffnen ſich die Zeichen;
Es mag das Licht erreichen,
Den keine Feſſel hält.
Die Erde blüht verwandelt,
Der trunkne Dichter wandelt,
In ſel'ger Geiſterwelt.

Erſtaunt ob dem Geſange,
Horchet dem Fremdlingsklange,
Vergeſſend Leid und Schmach,
Nun frei der Menſch von Schmerzen,
Und zieht in tiefem Herzen
Dem mag'ſchen Strome nach.

Doch bald iſt der verklungen,
Wie brauſend er geſchwungen,
Und wieder ſtumm das Grab.
Es flammt das Lied vergebens,
Der wüſte Sturm des Lebens
Reißt es in Oed' herab.

Das ſind die alten Klänge,
Helden= und Klaggeſänge
Aus ferner Rieſenzeit.
Dem Liede muß gelingen,
Sie wieder uns zu bringen,
Der Retter iſt nicht weit.
Der Frühling wird erſtehen,
Es muß noch einſt geſchehen,
Was alle prophezeit.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Frankenberg bei Achen.

In des Maien linden Tagen,
Hört' ich die alte Sage,
Dort wo bei warmen Quellen
Die ſanften Hügel grünend ſchwellen,
Von dem Wunderringe,
Der Kaiſer Karol konnte zwingen,
In Lieb' ihn binden,
Daß er nach Achens heitern Gründen
Sich wie zur Heimath ſehnte,
So weit ſein Reich ſich dehnte,
Vor allen Burgen, Landen,
Gebunden hier, wo ſüße Lieb' ihn bannte.

Spiegelhelle Seen,
Ringsum die Büſche ſtehen
Sah ich auf der Hügel Rücken,
Wo zwiſchen Gängen, kleinen Brücken,
Bäche durch den Wieſengrund hinfliehen,
Schwäne auf den ſtillen Waſſern ziehen,
Kühl' und warme Wellen
Aus einem Boden quellen,
Kinder an dem Brunnen ſpielen,
Die laue Luft ſo lind zu fühlen.

Dort wo ſich die Mauern zeigen,
Trümmer aus dem See aufſteigen,
Von grünem Schilf und Moos umgeben;
Da hat das Wunder ſich begeben,
Daß durch mag'ſche Kraft gebunden,
Karl nicht eher Ruh' gefunden,
Wie alte Sage uns berichtet,
Bis er hier die Burg errichtet,
Wovon die Spur wir froh noch ſchauen,
Jedweden Frühling in den ſtillen Auen.

In ſüßer Luſt gefangen,
Den ſehnenden Schmerzen nachzuhangen,
Bezaubert alle Sinne,
Zwingt Karlen holde Minne,
Dem tiefen Sehnen ſich ergebend,
Einzig ſein Leben liebend, in Liebe lebend.
Doch nimmer ward noch Minne
Selig der ſel'gen Schätze inne.
Tod will mit Minne ſtreiten,
Ein bitt'res Ende ſüßer Luſt bereiten,
So muß auch Karles Herz vergehen,
Die Huldin ſterben ſehen.

Auch todt noch will er ſich von ihr nicht trennen,
Wähnt, daß ſie wieder ihn wird kennen.
Das Grabmahl zu durchſchauen,
Läßt er von Glas den Sarg erbauen,
Und brünſtig noch zu lieben
Den ſüßen Körper fühlt er ſich getrieben.
An dem Sarge feſtgebunden,
Schwinden ihm die ſchnellen Stunden.
Nicht Durſt noch Hunger fühlend,
Spricht er mit ſeinem Schmerz nur ſpielend.

Die Diener ſeh'n mit Trauern
Immer den wilden Wahn noch dauern;
Da naht Turpin der Weiſe,
Oeffnet den Sarg ſo leiſe,
Weil Karl, deß Ohr wohl Zauber trafen,
Auf einen Augenblick entſchlafen,
Und zieht den Ring vom Finger
Der ſchönen Leiche, den Bezwinger
Von Karles Herzen,
Das frei nun wird von Schmerzen.

Der Zauber iſt verſchwunden,
Von dem Wahn entbunden,
Will Karl ſchon entfliehen,
Einſam auf Berge ziehen.
Da ſieht er ſtille Seen
Vor ſeinen Augen ſtehen.
Sind die Schmerzen gleich verſchwunden,
Fühlt er ſich dennoch feſt gebunden.
Das ſtille Waſſer ohne Wog' und Wellen
Erregt im eignen Aug' die Quellen
Gelinder Thränen;
Unendliches Sehnen,
Will in die Tief' ihn ziehen,
Er kann nicht fliehen.
Hier hat den Zauberring verſenket
Der Weiſe, der auf ſeine Rettung denket;
D'rum nach den ſtillen Seen
Muß ſein Auge immer ſehen.

Sanct Reinold.

Sanct Reinold als Einſiedel war
Der Andacht wohl ergeben,
Vergeſſen hatt' er ganz und gar
Des Ritters Luſt und Leben.
Er ſucht ſich ſeine Wahlſtatt aus
Bei Kölln, der Stadt am Rheine,
Daſelbſt zu bau'n ein Gotteshaus,
Das wünſcht er noch alleine.

Der Bau war all' ſein Augenmerk,
Er treibt es unermüdlich,
Vollenden will er ſeh'n das Werk,
Sodann nur ſterben friedlich.
Schon ſieht er, wie der Bogen ſpringt,
Der Chor an rechter Stelle;
Und wenn des Thurmes Kunſt gelingt,
Iſt fertig die Kapelle.

Vom Bauen iſt Verdruß nicht weit,
Herr Reinold muß es büßen;
Die Knechte waren arge Leut',
Die leben ihren Lüſten.

Der alte Ritter ſich ihm regt
Ob dieſem faulen Weſen,
Treulich mit Fäuſten er ſie ſchlägt,
Schilt ſie mit frommen Reden.

„Wenn ihr zum Bau verdroſſen ſeid,
Die Hand in Schooß wollt legen,
Mit Schwatzen bringen hin die Zeit,
Den Leib in Wolluſt pflegen;
So ſeid ihr ſchlimme Knechte wohl
Vor Gott und Aller Augen,
Die man zur Arbeit zwingen ſoll,
Daß ſie zu Frommen taugen.“

So treibt er's fürder Tag für Tag,
Streng haltend auf dem Rechte;
Vor Sonnenaufgang iſt er wach,
Treibt an die faulen Knechte.
Kaum daß er ſich gedulden kann,
Das Gotteshaus zu ſchauen,
Da will er fürder beten dann,
Sein Grab ſich ſelber bauen.

Indeß die Knechte halten Rath,
Wie ſie ihn möchten faſſen,
Bereden ſich zu ſchlimmer That,
Weil ſie ſein Strafen haſſen.
Faulheit vor allem in der Welt
Iſt wohl die ärgſte Sünde;
Der Böſe feſt den Faulen hält,
Die alte Tück' entzündet.

Reinold, der redlich ihnen traut,
Kam wieder da gegangen;

Beginnen die zu murren laut,
So ſollt' es nun anfangen.
Sie werfen nach ihm manches Stück,
Furchtſam ihn zu umklammern,
Bis endlich da er fällt zurück,
Schlagen ſie ihn mit Hammern.

Als todt nun auf dem Boden lag
Der fromme Herr im Blute,
Da flieh'n ſie wie vom Donnerſchlag,
Verrückt in wildem Muthe.
Bauern des Weges fanden ihn,
Die ihn ſogleich erkannten;
Erſchrocken knien ſie bei ihm hin,
Für ihn zu Gott ſich wandten.

Prachtvoll ward er beſtattet dann
Mit Singen und Geläute,
Die Fahne weht dem Zug voran
Der ſchwarzen Trauerleute,
Und in der ſchönen Fahne war,
Auf buntem Schmuckgefilde,
In ſchwarzer Farbe, brennend klar,
Roß Bayard abgebildet.

Panzer und Handſchuh ziert den Sarg,
Den Helmbuſch ſieht man wehen
Am Steine, der den Helden barg,
Glöcklein und Stab daneben.
Und nun, wo er erſchlagen war,
Auf dieſer ſelben Stelle,
Ward neu errichtet ein Altar,
Man zeigt noch die Kapelle.

Das verſunkne Schloß.

Bei Andernach am Rheine
Liegt eine tiefe See;
Stiller wie die iſt keine
Unter des Himmels Höh'.
Einſt lag auf einer Inſel
Mitten darin ein Schloß,
Bis krachend mit Gewinſel
Es tief hinunter ſchoß.

Da find't nicht Grund noch Boden
Der Schiffer noch zur Stund,
Was Leben hat und Odem,
Ziehet hinab der Schlund.
So ſchritten zween Wand'rer
Zu Abend da heran,
Zu ihnen trat ein and'rer,
Bot ihnen Gruß fortan.

„Könnt', wie vor grauen Tagen
Das Schloß im See verſank,
Ihr mir die Kunde ſagen,
So habet deſſen Dank.
Ich wand're ſchon ſeit Jahren
Die Lande aus und ein,
Manch Wunder zu bewahren
In meines Herzens Schrein."

Der jüngſte von den zween,
Bereit der Frage war.
Er ſprach, das ſoll geſchehen,
So wie ich's hörte zwar.
„Als noch die Burgen ſtunden
Lebt' da ein Ritter gut,
In Trauer feſt gebunden,
Grämt' er den ſtolzen Muth.“

„Warum er das muß dulden,
Hat keiner noch geſagt;
Ob alter Väter Schulden
Ihm das Gericht gebracht;
Ob eig'ne Miſſethaten
Ihn riſſen in den Schlund,
Wo keiner ihm mag rathen
In offnen Grabes Mund.“

So ſprach von jenen Leiden
Der jüngſte an dem Ort,
Der Fremdling dankt den Beiden,
Als traut' er wohl dem Wort.
Der Alte ſprach: „Mit nichten,
Wie ſprichſt du falſch, o Sohn!
Es ſoll der Menſch nicht richten,
Find't jeder ſeinen Lohn.“

„Wahr iſt's, es hauſen Geiſter
Da unten wundervoll,
Doch nimmer ſind ſie Meiſter,
Wer wandelt fromm und wohl.
Der Ritter gut und bieder
War ehrentreu und recht,
Noch rühmen alte Lieder
Das edele Geſchlecht.“

„Nur daß ſo ſchwere Trauer
Das Herz ihm hält umſpannt,

D'rum ſucht er öde Schauer,
All' Freude weit verbannt,
Und des Geſanges Klagen
Sind ſeine einz'ge Luſt:
Nur dieſe Wellen ſchlagen
Einſam an ſeine Bruſt."

„Wohl jene Waſſer d'runten
Sind voller Klag' und Schmerz.
Stets einſam wohnt dort unten,
Wem ſie gerührt das Herz.
Denn alles was vergangen,
Schwebt lockend vor dem Blick,
Es ſteigt aus dem Geſange
Klagend die Welt zurück."

„Die Gegenwart verſchwindet,
Die Zukunft wird uns hell,
Und was die Menſchen bindet,
Geht unter in dem Quell.
Wer in den Schwermuthswogen
Das Licht im Auge hält,
Hat hier ſchon überflogen
Die Banden dieſer Welt."

„So dünkt mich, daß die Geiſter
Durch Neid in ihrem Grab,
Ihn, des Geſanges Meiſter,
Zogen den Schlund hinab.
Wir ſeh'n wie jedes Schöne
Des Todes Wurm verdirbt,
Schnell fliehen ſo die Töne,
Und der Geſang erſtirbt."

„Wem alle Zukunft offen,
Klar die Vergangenheit,
Setzt oben hin ſein Hoffen,
Flieht aus der ſtarren Zeit.

Und wenn er nicht ſo dächte,
So haßt das Ird'ſche ihn;
Wo es den Tod ihm brächte,
Lockt es ihn ſchmeichelnd hin."

So treten nun die Dreie
Tiefer in dunkeln Wald,
Wie er des Danks ſie zeihe,
Erſinnt der Fremd' alsbald.
„Und liebt ihr denn Geſänge,
Ich bin Geſanges reich,
So ſollen Wunderklänge
Erfreu'n euch alſogleich."

Es hebt von allen Seiten
Geſang zu klingen an,
Bald klagend wie von weiten,
Bald ſchwellend himmelan.
Wie Meereswellen brauſen,
Bricht's überall hervor,
Mit Luſt und doch mit Grauſen,
Hört es ihr ſtaunend Ohr.

Der Fremd' iſt nicht zu ſehen,
Doch ſcheint ein Rieſenbild
Fern über'n See zu gehen,
Wie Abendwolken mild;
Und wie hinaufgezogen
Seh'n ſie, die ihm nachſchau'n,
Rauſchen empor die Wogen,
Seh'n es mit Luſt und Graun.

Eintritt in die deutſche Schweiz.

1804.

Freier athmet ſchon die Bruſt,
Höher ſchlägt einſame Luſt,
Friede iſt es, was hier weht,
Sanft zu inner'm Herzen geht,
Daß kein Schmerz da nimmer ſtürmt,
Wie ſich Berg auf Berg anthürmt,
Hohes Schweigen uns ergreift,
Wildes Streben nicht mehr ſchweift,
Hier auf ſtiller Alpenhöh',
Wo der fernen Gipfel Schnee,
So die Sonne golden mahlt,
Ernſt zu uns hernieder ſtrahlt.
Selig, wer da Hütten baut,
Einſam der Natur vertraut,
Der Erinnerung nur lebt,
Ganz ſich ſelbſt in ſie vergräbt,
Einzig auf das Lied nur denkt,
Das ihm Gott in's Herz geſenkt,
Der den Dichter auserkor,
Daß er brächt' an's Licht hervor

Alten Heldengeiſtes Spur,
Stiller Schönheit Blumenflur,
Fern von jener wüſten Welt,
Die uns All' in Feſſeln hält.
Möcht' ich einſt ſo glücklich ſein,
Solchen Friedens mich zu freu'n,
Dieſer ſchönen Berge Höh'n
Noch als Heimath wiederſeh'n!

Im Speßhart.

1806.

Gegrüßt ſei Du viel lieber Wald!
Es rührt mit wilder Luſt,
Wenn Abends fern das Alphorn ſchallt,
Erinn'rung mir die Bruſt.

Jahrtauſende wohl ſtand'ſt du ſchon,
O Wald ſo dunkel kühn,
Sprachſt allen Menſchenkünſten Hohn,
Und webteſt fort dein Grün.

Wie mächtig dieſer Aeſte Bug,
Und das Gebüſch wie dicht,
Was golden ſpielend kaum durchſchlug
Der Sonne funkelnd Licht.

Nach oben ſtrecken ſie den Lauf,
Die Stämme grad' und ſtark;
Es ſtrebt zur blauen Luft hinauf,
Der Erde Trieb und Mark.

Durch des Gebildes Adern quillt
Geheimes Lebensblut,
Der Blätterſchmuck der Krone ſchwillt
In grüner Frühlingsgluth.

Natur, hier fühl' ich deine Hand,
Und athme deinen Hauch,
Beklemmend dringt und doch bekannt
Dein Herz in meines auch.

Dann denk' ich, wie vor alter Zeit,
Du dunkle Waldesnacht!
Der Freiheit Sohn ſich Dein gefreut,
Und was er hier gedacht.

Du warſt der Alten Haus und Burg;
Zu dieſem grünen Zelt,
Drang keines Feindes Ruf hindurch,
Frei war noch da die Welt.

Wechſelgeſang.

Der Alte.

Es blinkt im Kryſtall das flüßige Gold,
Trinke die Wellen, den Müßigen hold!
In Flammen laß' baden fröhlich den Muth,
Gleich Blumen und Stern ſcheint Traubenblut.
Laß' dir verkünden ein trunknes Wort,
Vom Licht des Demanten am dunkeln Ort.
Ein feuriges Waſſer iſt Stein doch der Kern,
Feuer und Waſſer umarmen ſich gern;
Sie zieh'n ſich und flieh'n ſich, verſchwunden dem Blick,
In Blumen bleiben ſie gebunden zurück.
Das feurige Waſſer des Steines im Kern
Schießt wieder zuſammen im Blumenſtern.
Die Blume verduftet, es duftet die Frucht,
Den flüßigen Geiſt entreißt man der Flucht,
Da lebt und wogt er im goldenen Trank,
Winket uns lüſtern aus leuchtendem Schrank.
Nun ſprich mir und ſage von Deiner Braut,
Deine Luſt ſei kühn dem Alten vertraut.

Der Junge.

O Mannes Luſt, zu lieben den Freund;
Wie das Auge der Braut iſt lieb mir der Freund;

Der Freuden Vertrauter, im Leiden Rath,
So mild in Worten, kraftvoll zur That.
Wie ſoll ich, Meiſter, die loben genug,
Deren Blick wie ein Blitz von oben mich ſchlug?
Hoch iſt die Geſtalt, aller Wonne Luſt,
Das Aug' iſt dunkel, ſtolz ſchwillt die Bruſt.
Den Heldinnen gleich, nicht ſterblichen Weibes,
Die Gliederfülle des herrlichen Leibes.
Die ſchwarzen Locken voll umflammen das Haupt;
Wem des Mundes Blume ſich öffnet, der glaubt,
Es werd' aus der Bruſt das Herz ihm geraubt.
Wem er lacht, wohl iſt der Schmerz dem geraubt.
Aller Kraft entrafft, vor Wonne krank,
Schmacht' ich ſo in Luſt, fern von Wein und Geſang;
Dich reden hör' ich gern von Wein und Geſang,
So red' im Liede, nimm des Liebenden Dank.

Der Alte.

Ich kenne ſie auch, die Blume des Lebens,
Der Frauen Schöne, die Blume des Strebens;
Des ſchüchternen Mädchens ſchlanke Geſtalt,
Des ängſtlichen Flüſterns Zaubergewalt,
Die zarte Blüthe, das gold'ne Haar,
Das fromme Auge des Kindes klar;
Das zierliche Weib dann zum Scherze geſinnt,
Muthwillig wie lüſterne Knaben ſind;
Bezaubernd wie ſie ſorglos ſich zeigt,
Verſtohlen winkend, wem ſie geneigt;
Die blühende Mutter auch, ſonnengleich,
Im Kranze der Kinder noch blumenreich.
Wie die hohe Jungfrau doch keine blüht,
Wo auf voller Wange die Roſe glüht;
Aus dunkelm Auge leuchtet ihr hoher Muth,
Wem es leuchtet, dem wächſt wohl froh der Muth.

Der Junge.

Hoch fühl' ich den Muth mir ſchlagen wohl,
Froh in Luſt vergeß' ich der Klagen wohl!
Der Liebe Kraft ſchafft mir Heldenſinn
Und Heldentrieb, ſo jung ich wohl bin.

Der Alte.

So hör' ich dich gern, des Muthes genung
Schlägt noch in der Bruſt mir, du machſt mich jung.
Nun höre von Wundern den Heldengeſang,
Der Ahnen Denkmahl die Zeiten entlang,
Die Thaten der Ehre, Gedanken des Ruhms,
Glorreiche Zeiten des Ritterthums,
Der tapfern Kriegsluſt Zaubergewalt,
Dazwiſchen der Liebe hohe Geſtalt.
Muthig wandeln wir zu gleichem Ruhm' einſt,
Wenn zum Thatenbund Du Dich mir vereinſt.

Der Junge.

Dir folg' ich im Lied' und im Leben gern,
Dein Wort leuchtet mir wie der Liebe Stern.

A n r u f.

Von Helden und Kaiſern Kunde vernehmt;
Wer knechtiſch denkt, entfliehe beſchämt.
Den Deutſchen ſing' ich des altdeutſchen Ruhms
Herrliche Blume des Adelthums.
Ich hört' und durchdachte manch' Lied, mannich Buch;
Der Kunde nachforſchend in Fabel und Trug.
Leiht dann das Ohr mir, erſchließt Euer Herz;
Ich ſage von Siegen, Ruhm, Freud und von Schmerz.

Des Vaters Abſchied.

(Bruchſtück.)

Die Fauſt iſt ſchwach, das Haar iſt grau,
Ich mag kein Roß mehr lenken;
Das Herz, ich fühl' es, Sohn! genau,
Will ſich zur Grube ſenken.
Nimm hier den Panzer, nimm das Schwert,
Zieh' hin und ſei des Vaters werth!

Grauſam hält jetzt der Feind den Sieg,
Die Helden ſind geſtorben;
Schon dreißig Jahre tobt der Krieg,
Und noch kein Recht erworben!
Vielleicht dem kommenden Geſchlecht,
Grünt einmahl wieder Fried' und Recht.

An Siderie.

O könnte Troſt vom Himmel ſcheinen,
Und Hoffnung in Dein ſanftes Herz!
Dein Leid, ich macht' es gern zu meinem,
Mitklagen wollt' ich, mit Dir weinen
Und gäbe ganz mich hin dem Schmerz.

Als Thränen in Dein Auge drangen,
Da rührt' es tief mir an die Bruſt,
Wie wir von Trauer all' umfangen,
Am Licht der Liebe einzig hangen,
In Sehnſucht, Schmerz und dunkler Luſt.

Was mich bedrängt, das ruht verſchloſſen,
So wie in dunkler Grabeskluft;
Dein Anblick hat den Fels erſchloſſen,
Daß mild in Thränen hingefloſſen
Der Gram aus ſeiner alten Gruft.

Dein Anblick, Huldin! hat auf's Neue
Mir innen das Gemüth bewegt,
Blume der Demuth und der Treue!
Daß ich der Erde gern mich freue,
Wenn ſie noch ſolche Lilien trägt.

Wie wir am Abend aufwärts ſchauen,
Nicht wild in ſtürmiſcher Begier,
Mit ſanfter Wehmuth zu den blauen
In Licht geſchmückten Sternen=Auen,
So ſchau' ich, ſüße Magd, zu Dir.

Ich ſehe Dich mit leiſem Beben,
Obſchon mich keine Furcht bewegt;
Rein biſt Du, frei, dem Gott ergeben,
Der, wie Gefahren Dich umſchweben,
Liebend die Arme um Dich ſchlägt.

Der deutſchen Frauen Zier und Blume
Seh' ich in Deinem Bild erneut,
Die einſt zu ſchön'rer Zeiten Ruhme,
In frommer Minne Heiligthume,
Geweihter Helden Aug' erfreut.

Fülle der Liebe.

Ein ſehnend Streben
Theilt mir das Herz,
Bis alles Leben
Sich löſ't in Schmerz.

In Leid erwachte
Der junge Sinn,
Und Liebe brachte
Zum Ziel mich hin.

Ihr edle Flammen
Wecktet mich auf;
Es ging mitſammen
Zu Gott der Lauf.

Ein Feuer war es,
Das alles treibt;
Ein ſtarkes, klares,
Was ewig bleibt.

Was wir anſtrebten,
Was treu gemeint;
Was wir durchlebten
Bleibt tief vereint.

Da trat ein Scheiden
Mir in die Bruſt;
Das tiefe Leiden
Der Liebesluſt.

Im Seelengrunde
Wohnt mir Ein Bild;
Die Todeswunde
Ward nie geſtillt.

Viel tauſend Thränen
Floſſen hinab;
Ein ewig Sehnen
Zu ihr in's Grab.

In Liebes Wogen
Wallet der Geiſt,
Bis fortgezogen
Die Bruſt zerreißt.

Ein Stern erſchien mir
Vom Paradies;
Und dahin flieh'n wir
Vereint gewiß.

Hier noch befeuchtet
Der Blick ſich lind,
Wenn mich umleuchtet
Dieß Himmelskind.

Ein Zauber waltet
Jetzt über mich,
Und der geſtaltet
Dieß all nach ſich.

Als ob uns vermähle
Geiſtesgewalt,
Wo Seele in Seele
Hinüberwallt.

Ob auch zerſpalten
Mir iſt das Herz;
Selig doch halten
Will ich den Schmerz.

Andenken.

Es iſt ein Kind in Weibesblüthe,
Das ſteht mir ewig im Gemüthe,
Und nimmt mir die Gedanken hin;
Wo ſie iſt, flieh'n dahin die Tage,
Und iſt ſie fern, ſo füllt die Klage
Mir wonnevoll den ſtillen Sinn.

Laß mich von ihrer Schönheit ſchweigen,
Sie bleibt in Ewigkeit mein eigen,
Doch bring' ich ſie zum Opfer dar:
Die Seele, die Du einzig liebteſt,
Die Du in Lieb' und Leiden übteſt,
O Herr! Dein Bild und Dein Altar.

In Trauer leuchtet ihre Schöne,
Der Bruſt entfließen Klagetöne,
Sie iſt des Himmels Zauberkind;
Ach, könnte ſie vom Schmerz geneſen,
Und könnt' ich ihre Banden löſen,
Ich eilte zu ihr, ſchnell und lind.

Wie würden wir uns ſelig fühlen,
Es blühte aus den Frühlings Spielen

Ein himmliſch Leben wohl hervor;
Mit Geiſtes Arm wollt' ich ſie faſſen,
Die zarte Seele nie mehr laſſen,
Und riſſe ſie zu Gott empor.

Dort ſänken wir am Throne nieder,
Und ſängen dankbar Liebeslieder,
Und blieben ewig dann bei Gott;
Da endet alles Erdenweinen,
Kann uns das Leben nicht vereinen,
Vermähl' uns Du, o ſüßer Tod!

Und ſoll ich denn bei ihr nicht weilen,
So laß mich durch die Welten eilen,
Und ſende Deinen Diener fort;
So weit den Geiſt die Flügel tragen,
So weit der Liebe Wellen ſchlagen,
Ein treuer Bote Deinem Wort.

Ihr Geiſter aber, Euch befehle
Zur Obhut ich die Engel=Seele,
Daß Ihr die Schweſter wohl bewacht;
Eilt zu ihr hin auf jede Klage,
Umſchwebet ihre flücht'gen Tage,
Gießt Licht in ihrer Leiden Nacht.

V.

Lyriſche Gedichte.

Gebet.

Wie könnt' ich, Vater, noch wohl zagen,
Da Deine Hand mich ſichtbar führt?
Das Unglück ſoll mich nicht zerſchlagen,
Dankbar hab' ich es oft geſpürt.
Nun fühl' ich recht ein feſt Vertrauen,
Ruhig auf was da kommt zu ſchauen;
Dein Wink iſt was mich trifft, Dein Ruf,
Dir hab' ich ganz mich übergeben,
Vollführend treu, was mein Beruf,
Und darf nach anderm Gut nicht ſtreben.

So lange der Natur in Armen
Der erſtgeborne Erdenſohn
An ihrer Bruſt nur will erwarmen,
Wo fände wohl ſein Herz den Lohn?
Da muß er bald ſich freu'n, bald weinen,
Der flücht'gen Schönheit Kranz vereinen,
Und Herz von Herzen dann getrennt,
In wüſter Leere umgetrieben,
Flieh't ihn das Leben, wie er's kennt,
Er fühlt den Tod in ſeinem Lieben.

Nun aber weiß ich, wie Du leiteſt,
Die ſelber ſich Dir anvertraut,
Wie allen Du den Weg bereiteſt,
Die Du als Kinder haſt geſchaut.
Endlich erwacht vom ird'ſchen Schlummer,
Gewaffnet gegen Sorg' und Kummer,
Fühl' ich mit Beben die Gewalt
Des hohen Bundes im Gebete,
Wo dieſer Erd' der Geiſt entwallt
Zu Gott als ſeiner Ruheſtätte.

Wer einmahl, Herr! Dich angerufen,
Tritt ein in fremde Geiſteswelt,
Kühn wandelt er die Himmelsſtufen,
Wo Deiner Liebe Hauch ihn hält;
Ein Leuchten aus des Herzens Grunde
Knüpft ihn an Dich zu ew'gem Bunde.
Frei von der ird'ſchen Feſſel Band,
Dem weltlichen Geſchick entzogen,
Leitet fortan ihn Deine Hand
Durch dieſes Daſeins wilde Wogen.

So laß' auch mich nicht unterſinken,
Verdopple mir noch Kraft und Muth,
Gehorſam folg' ich Deinen Winken,
Dein iſt mein Trachten, Dein mein Blut.
Und woll'n mich Schmerzen wild ergreifen,
Der Trauer Sturmwind unſtät ſchweifen,
So führe Du mir Freunde zu,
Die Dir getreu in gleicher Liebe,
In's Herz mir hauchen ſanfte Ruh,
Männlich vereint mit ſtarkem Triebe.

Mit Muth ſoll ſich der Mann umkleiden
In dieſer wilden Zeiten Sturm,

Standhaft daſteh'n in allen Leiden,
Im wüſten Meer ein Felſenthurm;
Je grimmiger die Feinde ſchnauben,
So feſter an den Retter glauben,
Der uns den Frühling wieder bringt,
Wenn einſt die ird'ſche Pforte offen,
Der Geiſt hinauf zum Vater dringt,
Erfüllt wird, was wir alle hoffen.

An den Retter.

1803.

Eile herbei zu retten,
O Menſchenſohn, und brich des Fremdlings Ketten!
Laß Dich den Tod gelüſten,
Zum zweitenmahle Dich mit Sieg zu rüſten!
Des Tigers grimme Klauen
Zerreißen Deines Frühlings Blumenauen;
Der Banden all' entlaſſen,
Wankt alles, wogt und kriegt in wildem Haſſen;
Wer treu noch, ganz verrathen,
Wird ſchlimm gelohnt der alten Tugend Thaten.
Laß, wieder zu erſcheinen,
Dich endlich doch erflehen von den Deinen!
Zu Dir den frohen Glauben
Soll keiner Argliſt Finſterniß uns rauben.
Als König wirſt Du kommen,
Des Herzens Opfer iſt ſchon angeglommen;
Nicht ferne ſind die Zeiten,
Da man Dir wird die Lagerſtatt bereiten.
Als Löwe wirſt Du ſiegen,
Als Adler in der Sonne Lichtglanz fliegen;

Strafend den Fürſt der Böſen,
Wirſt Du vom ſchlimmen Joch Dein Volk erlöſen.
Der Ehre treu, dem Rechte,
Sind dennoch jetzt auch Deines Volks Geſchlechte;
Vereine Du nur wieder
Zu einer Treue Bund die Heldenbrüder.
Den wir als Retter grüßen,
In Liebe ſinkend zu des Königs Füßen,
Laß Deine Lieb' uns erben,
Kämpfend gleich Dir den ſchönen Tod doch ſterben.

Auf dem Feldberge.

1806.

Wie ſtill iſt es hier oben,
Wo kein Gebüſch mehr blüht,
Ueber die Berg' erhoben,
Wo nie der Sommer glüht;
Wo ſelbſt der Schall verklungen,
Kein Vogel je geſungen
Sein froh geſellig Lied.

Zum Teppich Moos gebreitet,
Auf wüſtem Heidefeld
Die Felſen weich umkleidet;
Wohin das Àuge fällt,
Von Berg, Thal, Schloß und Wäldern,
Städtebeſä'ten Feldern,
Ein' unermeſſ'ne Welt.

Den Wanderern zuſammen
Lodern einſame Flammen
Am Felſenbette auf;
Oede den Pfad herauf,
Ein ſchaurig Thal zur Seite,
In nebelferner Weite
Schimmernd der Ströme Lauf.

Und wie ich nun betrachte,
Was mir das Herz erfreut,
All' ſorgſam das beachte,
Da wird es klar ſo weit;
Ich ſehe ſich entfalten
Vor meinem Blick die alten
Kunden der grauen Zeit.

Nach Kriegerweiſe handeln,
German'ſcher Männer Schar,
Seh' ich ſie da und wandeln;
Wo einſt ihr Lager war,
Auf jenes Berges Höhen,
Dünkt mich ſie noch zu ſehen,
Den König auch fürwahr.

Aus dieſen ſelben Zeiten,
Scheinend im Nebelrauch,
Sind wohl, die dort ſich breiten,
Die Hünengräber auch;
Sich wehrend der Gewalten,
Lebten da frei im Walde
Sie treu dem alten Brauch.

Dann durch die Schranken dringen,
Im hohen Sieger Glück,
Die Helden vor und bringen
Freiheit der Welt zurück.
Es ſtrömt die Fluth der Schmerzen
Mir fragend hin zum Herzen;
Wer bringt ſie uns zurück?

Huldigung.

Im Sommer 1806.

Wem ſoll unſer Herz denn huld'gen,
Wer errettet uns die Welt?
Schon vergeh'n die Sündenſchuld'gen,
Aber wann erſcheint der Held?
Hoffnung zeigt ſich ſchon von weitem,
Wenn der Glaube nur nicht ſinkt;
Laß den Schwur uns ihm bereiten,
Der die Feinde einſt bezwingt.

Einmahl wird das Glück ſich wenden,
Schnelle wankt des Böſen Macht,
Einmahl muß der Gräuel enden,
Und nicht immer bleibt es Nacht.
Unſ'rer Ahnen alte Kunde
Iſt es, was mir Hoffnung giebt;
Wann, belehrt in treuem Bunde,
Man das Alte wieder liebt.

Schmählich, zu der Römer Tagen,
Sank die ſchöne Freiheit hin;

Deutſchland mußte Feſſeln tragen,
Doch es blieb der muth'ge Sinn.
Aus des Vaterlandes Wäldern
Drang der Helden Schar hervor,
Wo wir wandeln, auf den Feldern,
War des Ruhmes höchſter Flor.

Als durch Bürgerkrieg im Reiche
Dieſes edle Volk zerfällt,
Unter eig'nem, grimm'gem Streiche
Sich zerſtört die deutſche Welt;
Ja auch da noch blüht die Ehre,
Und es geht vom Kaiſerhaus,
Wie die Zwietracht ſich vermehre,
Mancher hohe Retter aus.

Rudolf, deſſen feſte Tugend
Lenkt die Welt zum Recht zurück;
Jener Ritter, deſſen Jugend
Reich umgürtete das Glück;
Doch vor Allen unerſchüttert
Ferdinandes hoher Muth,
In dem wildſten Kriegsgewitter
Alten Glaubens Schirm und Hut.

Jetzt noch leben Heldenſproſſen
Von dem heiligen Geſchlecht,
Das, ſo oft auch Blut gefloſſen,
Wiederbrachte Fried' und Recht.
D'rum, bis zu den letzten Tagen,
Wachſe dieſes Adlers Kraft!
Alles laßt für die uns wagen,
Die bis jetzt uns Heil geſchafft.

Auch noch andre Stämme grünen
Von des alten Ruhmes Wald;

Fürſten ſind die Frei' und Kühnen,
Edel iſt des Muths Gewalt.
Wer uns rettet von dem Feinde,
Wann die Schulden all' gebüßt,
Wer die lang' Getrennten einte,
Sei als König uns begrüßt.

Frieden.

Im Sommer 1806.

Wohl mag in dieſen Zeiten
Verrath die Flügel breiten,
Das Edle untergeh'n;
Nichtig war all' ihr Streben,
Und ohne Herz ihr Leben,
Wie mocht' es wohl beſteh'n?
Wie grünte Friede wohl,
Wo vor des Neides Biſſen,
Von Gier und Angſt zerriſſen,
Nichts Hohes athmen ſoll?

Soll aber ſchon hienieden,
Von Gott herab, der Frieden
Gürten der Erde Bruſt,
Daß fern der Menſch von Reue,
Sich Eins in ſchöner Treue,
Des Himmels ſei bewußt;
So kehrt zu Gott zurück!
Des Glaubens hohe Palme,
Der Hoffnung Segenshalme
Bringt euch der Liebe Glück.

O laßt das wilde Streiten,
Wollt kindlich nur bereiten
Euch auf den großen Tag,
Wo wieder hier zu kommen,
Zur Rettung aller Frommen,
Der Herr uns einſt verſprach.
Vom Herzen reißt den Wurm,
Seid wieder Gottes Kinder,
So wird die Zeit gelinder,
So ſchweigt der wilde Sturm.

Als Gott ihr widerſprochen,
Die Treu' ihm habt gebrochen,
Da war es, wo's begann;
Ihr wolltet alles faſſen,
Als wild ein wüthend Haſſen
Mit Blindheit euch umſpann.
Der Tod entſtieg dem Grab,
Die Liebe war entflohen,
Voll Mitleid ſah'n die hohen
Mächte auf uns herab.

O Thorheit zu beweinen,
Daß, blinden Wahns, will meinen
Der Menſch, er ſei nun frei;
Und doch in tiefem Herzen
Die rettungsloſen Schmerzen,
Der ſchöne Bund entzwei.
Es riß des Lebens Band,
Daß alles los nun ſchwebet,
Im Sturme zagt und bebet,
Findt keiner Hoffnung Land.

Was ſchnöde ihr zerſtörtet,
Da ihr euch ſelbſt bethörtet,
Kann Hochmuth nicht erbau'n.
Was möchtet ihr erſinnen?

Ihr ſeht es all' zerrinnen,
Habt ſelber kein Vertrau'n.
Was Gott uns liebend gab,
Wie mögt ihr's neu erſchaffen?
Der Menſch kann ſich nichts ſchaffen,
Als nur ſein eigen Grab.

Soll Friede denn euch blühen,
Müßt erſt in Liebe glühen,
Erſchließen euren Sinn;
Laßt euch die Worte mahnen,
Kehrt zu den alten Fahnen,
Getreuer wieder hin!
In ſtiller Bruſt genährt,
Muß Fried' und Demuth wohnen,
Der alte Glaube thronen,
Eh' Heil uns wiederkehrt.

An den Ufern des Mains.

Hier, wo um weinbekränzte Hügel
Der Strom ſich ſchlingt,
Sanft gleitend, wie des Schwanes Flügel,
Erfriſchend durch die Wieſen dringt,
Des Schiffleins ſtille Bahn, gezogen
Auf ſchlangengleich gewundnen Wogen,
Sich um die Berge ſchwingt;

Hier, wo im fruchtbegabten Thale
Der Rebe Kraft,
Genährt vom ſtarken Sonnenſtrahle,
So goldnen Weines Trank erſchafft,
Der einſt die Enkel noch erheitert,
Zu Liedern ihre Bruſt erweitert,
Den Muth der Sorg' entrafft;

Wo froh geſinnt die deutſchen Franken,
Voll Kraft und Luſt,
Am ſchwachen Trübſinn nie erkranken,
Fröhlich des freien Muths bewußt;
Wie einz'le Blumen auf den Fluren,
Zeigen der alten Sitte Spuren,
Der alten Deutſchen Luſt;

Hier rührten muthig linde Lieder
Mir an das Herz,
Die alten Ströme brachen wieder
Hervor, und es verſchwand der Schmerz.
Was ſanft im Lied' ergoſſen weinet,
Starrt ſchweigend innen ſonſt verſteinet,
Wie kaltes grauſes Erz.

Doch, gleitend auf des Liedes Wellen,
Wird alles mild.
Oft ſpiegelt ſich in dieſen Quellen
Die Sonne und der Sterne Bild;
Fort wie des Lebens Schiff gezogen,
Iſt auch des Unglücks Sturm entflogen,
Und keine Zeit mehr wild.

Wohl muß ein ew'ger Frühling grünen
Dem ſel'gen Mann,
Der ſeines Herzens nur erkühnen
Und ſich den Freund verbünden kann.
Euch Wellen grüß' ich d'rum des Maines,
Gar oft gedenkend des Vereines,
Der ſchöner dort begann.

An ſeinen Freund.

Im Herbſt 1806.

O Bruder meines Herzens,
Ich fühle dieſes Schmerzens
Seelezerreißend Band;
Die angſtvoll bittern Wehen,
Wie Deine Augen ſehen
Bluten das Vaterland;
Und unſers Frühlings Bette
Ruchloſen Raubes Stätte.

Wie ſtill es hier auch ſcheinet,
Mein Herz doch innen weinet,
Schwebt nur um jenen Ort;
Und wie ſich Lüfte rühren,
Kann ich ein Grauſen ſpüren,
Ich ahne all' den Mord;
Je fern und fremd' entrückter,
So ſchmerzenvoll gedrückter.

Und doch bleibt Troſt noch offen,
Ein nächtlich leuchtend Hoffen
Stählt innen mir die Bruſt.
Zwar Freiheit nicht von Ketten,

Kein unerwartet Retten,
Und keine ird'ſche Luſt;
Wer aber Gott ſei eigen,
Wird jetzt ſich glorreich zeigen.

Die Tage kehren wieder,
Vom Vater zu uns nieder,
Des heil'gen Marterthums;
So laß' den Muth nicht ſinken,
Folge den Gottes Winken,
Ledig des ird'ſchen Ruhms;
Quillt Himmels Lieb' im Herzen,
Zerrinnen all' die Schmerzen.

Gedenke, wie vor Zeiten
Sich zarte Jungfrau'n weihten
Zu bitterm Tod und Qual.
Zerriſſen und verachtet,
Ward nie ihr Blick umnachtet,
Nie ſchwankend ihre Wahl;
Im Blute noch gebadet,
Lächeln ſie lichtbegnadet.

Soll dann in Mannes Muthe,
Zu dulden für das Gute,
Nicht keimen gleiche Kraft?
Schöner aus tiefen Wunden
Wird uns der Kranz gewunden,
Als ſchnellem Tod entrafft.
So laß uns duldend ſchweigen,
Geheim der Zukunft eigen.

Die Drei ſo einſt verbündet,
Der Freiheit Reich gegründet,
Strahlen in Ruhmes Glanz.
Arm waren ſie die Dreie,

Nur irdiſch ihre Treue,
Doch ewig grünt ihr Kranz;
So laß uns zwei es gründen,
Den Gottesmuth entzünden.

Das Siegel unſers Bundes
Im Schrein des Herzensgrundes,
Sei inniges Gebet;
Und die verborg'ne Handlung,
Wo Gott in der Verwandlung
Sichtbar vor uns entſteht;
Sog je den Wein des Lebens
Ein Kranker wohl vergebens?

Es kettet unſre Einung
Der Glaub' an die Erſcheinung
Der Gottes Wiederkunft.
Die Heil'gen vor'ger Zeiten,
Und die noch künftig ſtreiten,
Sind Bürger Einer Zunft;
Wo zwei in Gott beiſammen,
Leuchten der Allmacht Flammen.

Als Bruder aufgenommen
Sei jeder uns willkommen:
Der einzig Gott nur liebt.
So wird der Bund ſich mehren
Lichtmauer uns umwehren,
Woran der Feind zerſtiebt.
Aus Keimen, zart verſchloſſen,
Wird bald ein Weltall ſproſſen.

Allmächtig iſt die Treue,
Und jedes göttlich Neue
Tritt langſam in die Zeit;
So duldend mußt' entfalten

Und himmliſch ſich geſtalten,
Die erſte Chriſtenheit;
Aus einem Meer von Thränen
Stieg auf das Licht des Schönen.

Vielleicht, daß einſt dieß Dulden,
Durch unſers Gottes Hulden,
Sich wendet noch im Tod;
Daß wir noch glorreich ſterben,
Folgend die Palm' erwerben
Dem himmliſchen Gebot;
Wie jene freud'gen Scharen,
Die Gottes Helden waren.

Nicht da, wo wild vergoſſen,
In Strömen Blut gefloſſen,
Blüht nur der Heldenſinn.
Die irdiſche Zerſtörung,
Der grimmen Luſt Bethörung,
Wie brächte ſie Gewinn?
Nur wer ſich Gott ergeben,
Lebt recht ein Heldenleben.

Der Hölle ſelbſt entſtiegen,
Iſt jedes blut'ge Siegen,
So nicht für Gott geſchieht;
Zum Kampf ſoll ſich bereiten
Der Chriſt, für Gott zu ſtreiten,
Bis der ihn zu ſich zieht.
Des Muthes woll'n wir ſtehen,
Sollt' alles auch vergehen.

Anruf.

Zu Anfang des Jahres 1807.

O ihr Blinden, die verderbend,
Ja ſchon ſterbend,
Doch den Hader nicht vergeſſen,
Dünkels noch vermeſſen,
Nicht vernehmt die Hand, die euch geſchlagen!
Fruchtlos ohne Reue,
Schallt nur eitel euer Klagen,
Fern von Demuth und von Treue,
Endet euer Stolz nun in Verzagen.

Sohn der Liebe, woll'ſt vereinen
Doch die Deinen,
Daß der Zwietracht dunkle Binde
Vor dem Blick verſchwinde,
Alle Deines Heiles Licht erkennen,
Und in Dir verbündet,
Gern ſich alle Brüder nennen,
Neuen Muths ihr Herz entzündet
Ewig mög' in Liebesflammen brennen.

Welcher Hölle Ungewittern
Dürfſt' erzittern

Wohl Dein Volk, wenn einig wieder,
Es wie eh'dem bieder,
Wandelte im alten Heldenglauben?
Gottes Himmel offen,
Mag Zerſtörung uns umſchnauben,
Steht nur feſt der Liebe Hoffen,
Darf kein Haar vom Haupt das Schickſal rauben.

Jenen keimt, das Herz bethörend,
Selbſtzerſtörend,
Hier ein Gift, uns zu umſchlingen,
Feſſelnd zu durchdringen,
Bis wir dann dem Tode Preis gegeben.
Eitlen Dünkels Streiten,
Kalter Habſucht zaghaft Beben,
Muß dem Feind den Weg bereiten,
Und umgarnt mit Ohnmacht unſer Leben.

Heiland, der die Welt errettet,
Als umkettet
Sie von ird'ſchem Ruhme trunken,
Lag in Luſt verſunken,
Sterbend hießeſt Liebe auferſtehen!
Müſſen Deine Krone
Wir ſo arg verſpottet ſehen,
Darf der Mord mit grimmem Hohne,
Wüthend ſo durch Deine Saaten gehen?

Auf der Zeiten Woge ſchwankend,
Kraftlos wankend,
Will das Schiff des Glaubens ſinken,
Ihm kein Stern mehr winken,
Daß die Treuen ſchon verſtummt erblaſſen.
Nirgends ſchimmert Rettung,
Sturmwind naht ſie zu umfaſſen,
Und in ſchrecklicher Verkettung
Will ein Räuber nun das Steuer faſſen.

Einſam muß der Treue wallen,
Einſam fallen,
Wandeln an dem öden Strande
Ohne Liebesbande,
Mühevoll durch Neid und Sorge ziehen.
Kraft iſt ſeinem Munde
Wort und Lied umſonſt verliehen?
Jeder hohen Gotteskunde
Sieht er Hohn ihm lachend all' entfliehen.

Eitel ſtrömen aus der Kehle,
Ohne Seele,
Wort und Rede, mehr verwirrend
Noch den Geiſt, der irrend
Sich den Schein zur Wohnung hat erkoren;
Mit den Zeichen ſpielt er,
Deren hoher Sinn verloren,
Nach dem eitlen Schimmer zielt er,
Todt ſchon lebend, und dem Nichts geboren.

Soll dieß Elend nimmer enden,
Nie ſich wenden,
Soll erloſchen und verdorben,
Innen ganz erſtorben,
Gott, Dein Ebenbild der Menſch verlieren?
Soll ſich tief erniedernd
Blöd' er wandeln gleich den Thieren,
Keinen Laut der Lieb' erwiedernd,
Soll nichts Göttlich's mehr die Erde zieren?

Nein, es hat der Herr des Lebens
Nicht vergebens
Göttlich für das Licht geſtritten,
Und den Tod erlitten,
Das Geſpenſt der Hölle zu zerſtören;
Er, der all' vereinet,

Die den Ruf der Liebe hören,
Wird, ſo weit der Himmel ſcheinet,
Seiner Kämpfenden Gebet erhören.

Ja, es nahen ſchon die Tage,
Wo die Klage,
Sich in Wonn' und Schreck entfaltet,
Wenn der Richter waltet,
Finſterniß und Gutes ernſt ſich ſcheiden;
Sich vereint das Gleiche,
Lichtumkränzt das fromme Leiden,
Angſtvoll klagt der irdiſch Reiche,
Gottes Trennung keiner mag vermeiden.

Dieſe Felſen, die jetzt brechen,
Alle ſprechen
Von der göttlichen Erſcheinung.
Selige Vereinung
Ernten bald, die treu dem Ziel ausharrten;
Noch im Sturm und Dunkeln
Woll'n wir d'rum des Morgens warten,
Muthig ob der Hoffnung Funkeln,
Das zur Sonne wird in Gottes Garten.

An Corinna.

1807.

Von Lieb' und Schmerz verwundet,
Hat wohl Dein Geiſt erkundet
Des Lebens Wonn' und Pein.
Durch harter Willkühr Bande,
Getrennt vom Vaterlande,
Fühlt ſich Dein Herz allein;
Und wenn die Schranke fällt,
Du wieder aufgenommen,
Entflieh'ſt Du, ach! beklommen
Aus dieſer fremden Welt.

Du ſahſt des Elends Spuren
Auf jenen ſchönen Fluren,
Wo alle Künſte blüh'n;
Des Krieges rauhes Wetter
Umſtürmt die kühnen Retter,
Die für die Freiheit glüh'n;
Um ſchroffer Felſen Riff
Wird ſchwankend fortgezogen,
Auf wilden Meereswogen,
Im Sturm des Lebens Schiff.

Kühn wachſen Nordens Klippen,
Doch nie entfließt den Lippen,
Der holden Freude Laut.
Weh' auch, wer Schmeichellüſten,
Des Südens Blumendüften,
Die Sinne hat vertraut.
Es baut der Geiſt ſein Grab
Im Felſen der Gedanken,
Matt fühlt die Seel' erkranken,
Wer ſich der Freud' ergab.

O hartes Loos der Erde,
Daß nichts vollendet werde,
Ward uns voraus beſtimmt.
Kein Sehnen mag es wenden,
Bis aus des Todes Händen
Der Menſch die Heilung nimmt.
Ja, auch der Liebe Glück,
Durchleuchtet nur vergebens,
Die dunkle Nacht des Lebens,
Läßt einſam uns zurück.

O möchte Troſt ſich nahen,
Geſang Dein Herz umfahen,
Dir gleiten in die Bruſt!
Laß Dir ein Wort verkünden,
Der Hoffnung Licht anzünden,
Von ewig heitrer Luſt.
Ja, ſchon hienieden grünt
Des Himmels ſel'ger Garten,
Wer heimlich ſein zu warten,
In Demuth ſich erkühnt.

Da gilt kein Schmerz noch Sterben,
Ein jeder mag erwerben

Den milden Friedenskuß.
Da welken keine Blumen,
In dieſen Heiligthumen
Quillt neu ſtets der Genuß.
Was unſre Bruſt zerſtört,
Löſ't hier ſich auf in Wehmuth,
Und vor der heil'gen Demuth
Flieht was uns einſt bethört.

Ja auch des Nordens Schauer
Entkleiden ſich der Trauer,
In ſanftem Frühlingsglanz;
Die neu belebten Fluren
Geſchmückt mit Himmelsſpuren,
Umflicht der Liebe Kranz.
Es weicht des Nebels Grau,
Das Licht ſcheint hell und heiter,
Der Blick dringt immer weiter
In das geſtirnte Blau.

Die ſchon im Tod Verlornen
Und die noch Ungebornen
Sind alle liebend Eins.
Der Sternenwelten Geiſter
Sind Glieder auch und Meiſter
Des irdiſchen Vereins;
In allen ſchlägt Ein Herz,
Schlägt hin in freien Wellen,
Hin zu der Liebe Quellen,
Zu löſchen jeden Schmerz.

Ja, ſelig macht der Glauben,
Die Welt mag dem nichts rauben,

Der ſich der Lieb' ergiebt;
Es blüht ein neues Leben,
Die Himmel niederſchweben,
Je inniger man liebt.
Da flieht die Reue weit,
Da mag kein Stachel bluten,
Doch in den ird'ſchen Fluthen
Gilt ewig wüſter Streit.

So ſterbe denn, was ſterblich,
Wirf von Dir, was verderblich,
Vergiß das Frevelland;
Es knüpft an alle Seelen,
Die frei das Schöne wählen,
Dich feſt ein hohes Band.
Auch ſteht noch unbeſiegt
Der Freiheit Fels im Meere,
Der Zeit zur hohen Lehre,
Daß nie der Muth erliegt.

Soll aber Alles ſinken,
Kein Licht der Hoffnung winken,
Bleibt die Erinn'rung doch;
Jahrhunderte verſanken,
Unſterblicher Gedanken
Gebilde athmen noch!
Und jene ew'ge Stadt,
Umfaſſend alle Zeiten,
Die ſanfter dort entgleiten,
Winkt Dir als Ruheſtatt.

Rückkehr des Gefangenen.

Zu Ende des Jahres 1807.

Väter, Söhne, Brüder, ſtrömt herbei!
Den die Ketten nicht bezwungen,
Iſt errettet, iſt nun wieder frei,
Dem Gefangnen iſt's gelungen,
Zu den Brüdern iſt er heimgekehrt;
Sehnſucht hätt' ihm faſt das Herz verzehrt,
Freude löſ't jetzt alle Zungen.

Weil die Freude nun die Rettung preiſ't,
Die dem Krieg ſein Schwert zerbrochen,
Sinkt erinnernd in ſich ſelbſt ſein Geiſt.
Was gelitten, was verbrochen
Seine Brüder, fühlt ſein deutſches Herz;
Muth im Auge, doch noch bleich von Schmerz
Hat die Wort' er ausgeſprochen:

„O ſeid nur jetzo treuer,
So zeigt ſich bald ein neuer
Morgen nach dunkler Nacht!
Wir haben viel erduldet,
Ja Schlimm'res wohl verſchuldet,
Und ſind noch kaum erwacht.
Ein neuer Lenz ſoll grünen
Aus der Zerſtörung Sieg,
Neu ſich der Geiſt erkühnen
Und jeder Zwiſt verſühnen,
Nach langem Bürgerkrieg."

„Sind unſ'rer Zwietracht Strafen
Die Wunden, die uns trafen,
Nicht und das bittre Joch?
O wollt nicht länger ſäumen,
Mit wachen Augen träumen
In der Verwirrung noch.
Wie ſoll ſich frei entfalten
Der edle deutſche Geiſt,
Und wieder groß geſtalten,
Wenn ihr nicht erſt die alten
Laſter vom Herzen reißt!"

„Wo warſt du, deutſcher Adel?
Man ſah nur Schand und Tadel
In deinem üpp'gen Thun.
Nach ſchnödem Golde trachtend,
Kein Recht noch Sitte achtend;
Was helfen ſie dir nun,
Der eitlen Schwäche Krücken,
Und was des Bürgers Raub?
Du magſt den ſtolzen Rücken
So knechtiſcher denn bücken
Bis nieder in den Staub."

„Es zürne dem Geſange
Ob ſolchem herben Klange,
Kein wahrhaft Edler nicht!
Wohl blieben treu der Ehre,
Wie auch der Sieg ſich kehre,
Und viele treu der Pflicht.
Als Kämpfer im Verhängniß
Vergoſſen ſie ihr Blut;
Es beugt ja kein Bedrängniß
Und hält auch kein Gefängniß
Den freien Mannesmuth."

„Ihr, die Gott auserſehen,
Die Wahrheit zu erſpähen,
Begeiſtert hohen Muths;
Ihr Denker, Lehrer, Dichter,
Wie wart Ihr ſelbſt Vernichter
Des anvertrauten Guts!
Nicht ward zum Spiel gegeben,
Und nicht zu eitlem Ruhm,
Zum Himmel ſoll anſtreben,
Dieß innre Geiſtesleben,
Und iſt ein Heiligthum.“

„Ihr wolltet alles richten,
Des eignen Volks Geſchichten
Nur blieben unerkannt.
Wie habt Ihr noch geſtritten,
In der Zerſtörung Mitten,
Um jeden nicht'gen Tand!
Was auch der Sturm zerſchlagen,
Der Ichheit kalte Luſt
Berauſcht' Euch, Neides Nagen,
Als ob kein Herz geſchlagen
Euch in der hohlen Bruſt.“

„Ihr Fürſten auch des Landes,
Vergaßt des alten Bandes
Getäuſcht durch fremden Trug.
Gewiegt in falſchen Sitten,
Wart ſelbſt Ihr fremd inmitten
Des Landes, das Euch trug.
Durch Reden und Ermahnen
Ward noch kein Sturm gedämpft!
O, hättet Ihr die Ahnen
Des Ruhms Euch laſſen mahnen,
Die ritterlich gekämpft.“

„Die Ihr das Deutſche hemmtet,
Dem Recht' Euch widerſtemmtet,
Um eitlen Wahn und Lohn;
Ehrt jetzt die fromme Milde,
Vor Rudolfs, Karles Bilde,
Am alten freien Thron,
Werft Euch in Demuth nieder,
Ahmt ihren Enkeln nach!
Seid ernſt wie ſie und bieder,
Seid rechte Fürſten wieder,
Und werdet endlich wach."

„Du Volk, das dankvergeſſen,
Nur tadelteſt vermeſſen,
Was Hohes Dir erſchien;
In der Verblendung lebteſt,
Unwürdig Dich beſtrebteſt,
Was groß, herabzuzieh'n:
Bis dann die Dir Geſandten
Zu ſpät Dein Loben preiſ't,
So manchen lang verkannten,
Unwürdig oft genannten
Von Gott erfüllten Geiſt."

„Wann ehrteſt Du im Stillen
Der Kaiſer biedern Willen,
Die es ſo treu gemeint?
Du folgteſt jedem gerne,
Nur Deinem rechten Sterne
War nie Dein Sinn vereint!
Gern wüſchet dieſe Flecken
Ihr jetzo von Euch ab,
Und möchtet in dem Schrecken
Mit Eurem Blut erwecken
Die Helden aus dem Grab!"

„Frei iſt von Schuld nicht Einer,
Ja, von uns allen Keiner,
Iſt, der nicht ſchwer geirrt.
Nur laßt uns frei bekennen,
Und endlich das erkennen,
Was uns ſo lang verwirrt.
Wir ſtehen in der Reihe
Der edlen Völker doch;
Wie auch die Zeit uns zeihe,
Des Unglücks hohe Weihe
Giebt uns die Krone noch.“

„Wie der in wilder Wüſte
Wohl einſam rufen müßte,
Wo ihn kein Auge ſieht;
So in der jetz'gen Menge,
Recht mitten im Gedränge,
Erſchalle Du mein Lied!
Nicht Unheil nur verkündend,
Das überall ja droht,
Den Muth auch neu entzündend,
Die treu noch ſind, verbündend,
Beſiegend Schmach und Tod.“

„So lang der Frühling grünet,
Sich Liebe froh erkühnet,
Die Klage bricht hervor;
So lang' noch Lieder ſchallen,
Des Herzens Flammen wallen
Zum Gott des Lichts empor;
Und hohe Forſcher denkend
Die ew'gen Wunder ſeh'n,
Den Blick zur Sonne lenkend,
Zur Tiefe wieder ſenkend,
Wird Deutſcher Geiſt beſteh'n.“

„Und wären auch des Bundes,
Im Raum des Erdenrundes,
Genoſſen weit zerſtreut;
Noch tönen ja die Lieder
In allen Herzen wieder,
Der Bund iſt bald erneut.
Der Zukunft denn entgegen
Die ſchon ſich offenbart,
Soll ſich der Muth bewegen,
Die Hoffnung wieder regen;
Nur ſei ſie treu bewahrt.“

„Nicht kaltem Dünkel fröhne,
Kein Gottes Licht verhöhne,
Wem deutſch das Herz noch ſchlägt.
Nein, freud'ger Ruhm gegeben
Sei jedem großen Streben,
Wie es auch Nahmen trägt.
Laßt an der Treu' uns halten,
Die milder Friede lohnt,
Nicht irren Zwiſt uns ſpalten,
Den Geiſt nur in uns walten,
In dem die Wahrheit wohnt.“

Alſo ſprach er hohen Muthes voll,
Den kein Unglück hat bezwungen;
Nicht von Lob und eitler Klage ſcholl,
Was den Brüdern er geſungen.
Der gefangen war, iſt wieder frei!
Väter, Söhne, Deutſche ſtrömt herbei,
Ewig feſt in Eins verſchlungen.“

Gute Zeichen.

1808.

Des Krieges grauſer Arm umſchloß die Erde,
Doch ſeh' ich wieder froher Hoffnung Zeichen,
Wie fern in Nacht das Ziel, das wir erreichen,
Wie Strom auf Strom auch noch vergoſſen werde.

Reuvoll, daß der Verrath belohnt nicht werde,
Hör' ich der Habſucht Wölfe heulend keichen;
Nicht mehr verborgen will der Tiger ſchleichen,
Zeigt kühn am Tag die blutige Geberde.

D'rob zitternd will die falſche Brut verzagen,
Die Nacht iſt finſter, doch bei ſtillen Flammen,
Harret der ſtolze Adler auf den Morgen.

Der junge Löwe ſchlummert noch verborgen;
Wacht er, ſo ſtürzt des Tigers Bau zuſammen,
D'rum lodert auf, ihr Flammen, laßt es tagen!

Gelübde.

Zu Anfang des Jahres 1809.

Es ſei mein Herz und Blut geweiht,
Dich Vaterland zu retten.
Wohlan, es gilt, du ſeiſt befreit,
Wir ſprengen deine Ketten!
Nicht fürder ſoll die arge That,
Des Fremdlings Uebermuth, Verrath
In deinem Schooß ſich betten.

Wer hält, wem frei das Herz noch ſchlägt,
Nicht feſt an deinem Bilde?
Wie kraftvoll die Natur ſich regt,
Durch deine Waldgefilde,
So blüht der Fleiß, dem Neid zur Qual,
In deinen Städten ſonder Zahl,
Und jeder Kunſt Gebilde.

Der Deutſche Stamm iſt alt und ſtark,
Voll Hochgefühl und Glauben;
Die Treue iſt der Ehre Mark,
Wankt nicht, wenn Stürme ſchnauben.

Es ſchafft ein ernſter, tiefer Sinn,
Dem Herzen ſolchen Hochgewinn,
Den uns kein Feind mag rauben.

So ſpotte jeder der Gefahr,
Die Freiheit ruft uns allen;
So will's das Recht und es bleibt wahr,
Wie auch die Looſe fallen.
Ja, ſinken wir der Uebermacht,
So woll'n wir doch zur Todes Nacht
Glorreich hinüber wallen.

Freiheit.

1807.

Freiheit, ſo die Flügel
Schwingt zur Felſenkluft,
Wenn um grüne Hügel
Weht des Frühlings Luft;
Sprich aus dem Geſange,
Rauſch' in deutſchem Klange,
Athme Waldes Luft!

Was mit Luſt und Beben
In die Seele bricht,
Dieß geheime Leben,
Iſt es Freiheit nicht?
Dieſe Wunderfülle,
Die in Liebeshülle
An die Sinne ſpricht?

Frei ſich regt und froher
Ahnung in der Bruſt,
Und des Waldes hoher
Geiſt wird uns bewußt.

Linde Blüthenwellen
Schlagen an und ſchwellen
Höher ſtets die Luſt.

Höher noch entzündet
Flammt der Geiſt empor,
Weſſen Herz verbündet,
Sich den Freund erkor.
Für die Freiheit ſterben
Sah man, Ruhm erwerben
Oft der Freunde Chor.

Brüderlich verbunden
Für der Ehre Wort,
Reißt in Todes Wunden
Sturm die Edlen fort.
Auf in Ruhmes Flammen
Schlägt ihr Herz zuſammen
Zu der Sonne dort.

Ach dem Vaterlande
Wird der Geiſt nie fern,
Ehrt in treuem Bande
Es als ſeinen Herrn.
Kühnen Stolzes ſchlagen
Freie Herzen, wagen
Dafür alles gern.

Wo nach altem Rechte
Fromme Sitte gilt,
Da ſind edle Mächte
Noch der Freiheit Schild.
Jeder ſtark alleine,
Stärker im Vereine,
Iſt des Ganzen Bild.

Doch die höchſte Liebe
Nimmt wohl andern Lauf;
Daß ihr Eines bliebe,
Giebt ſie alles auf.
Irdiſch hier in Thränen
Steigt ihr ſanftes Sehnen
Dann zum Licht hinauf.

Jeder mag es finden,
Wer in ſich verſenkt,
Wie ihn Leiden binden,
An den Himmel denkt.
Ledig aller Sorgen,
Iſt der ew'ge Morgen
Seinem Geiſt geſchenkt.

Eins ſind dieſe dreie,
Eine Freiheit ganz;
Einer Sehnſucht Weihe,
Flicht zu Einem Kranz,
Frühlings Waldesblühen,
Heldenherzens Glühen,
Und des Himmels Glanz.

Freiheit, ja ich fühle
Deine Liebesgluth;
Du biſt der Gefühle
Herz und Lebensblut!
Sprich aus dem Geſange,
Rauſch' in Adlers Klange,
Athme deutſchen Muth.

Bei der Abreiſe Ihrer Majeſtät der Kaiſerin
Maria Louiſe,
Erzherzogin von Oeſterreich.
1810.

Miſcht ſich Trauer denn in jede Luſt?
Was der fromme Kaiſer leidet,
Weil die hohe Tochter ſcheidet,
Fühlt jedwede treugeſinnte Bruſt.
Hoffnung, die mit Troſt uns weidet,
Du allein nur linderſt den Verluſt!

Hoffnung, daß der Leiden trübe Nacht
Sich in heitres Licht verkläre,
Daß des Schickſals ernſte Lehre
Milde Frucht zum Lohn der Zeit gebracht;
Friede blühend wiederkehre
Durch der Unſchuld göttlich holde Macht.

Heil der neuen Kaiſerin, der Braut!
Wünſche hört man hoch erſchallen;
Wie des Meeres Wogen wallen,
Strömt das Volk, das liebend nach Ihr ſchaut.
„Glück und Wohlfahrt, Heil" von allen
Lippen tönt's, ein Einz'ger Segenslaut.

„Immer glänz' Ihr Aug' in heiterm Licht,
Engel ſollen Sie begleiten,
Schützend Ihr den Weg bereiten,
Daß es nie an Freude Ihr gebricht;
Ruhm auf jedem Schritt ſie leiten
Vor der Welt und Gottes Angeſicht."

„Es umſchweben ſtrahlend Sie und mild
Aus der Reihe hoher Ahnen,
Alles Ruhmes Sie zu mahnen,
Jener frommen Kaiſerinen Bild,
Die auf würd'ger Tugend Bahnen
Wandelnd, oft der Völker Schmerz geſtillt."

„Bei Ihr ſei Thereſia's Geiſt und Muth,
Die als Mutter auf dem Throne,
Nicht gefühlt den Druck der Krone,
Groß im Unglück wie im Glücke gut;
Und der Nachwelt Segen lohne,
Was Ihr Herz noch Gutes wirkt und thut."

Der heilige Dulder.

1811.

Es iſt ein Kämpfer mir bekannt,
Der nie hat Blut vergoſſen;
Fromm iſt er und ein Hirt genannt,
Nur Segen kommt von ſeiner Hand
Und himmliſch Heil gefloſſen.

Dem Geier, der die Lüfte mißt,
Er hat ihm widerſtanden;
Er kennt des Tigers blut'ge Liſt,
Den Drachen, der im Abgrund iſt,
Frei wandelt er in Banden.

Hatt' ihn des Argen Trug bethört,
Verbergend ſeine Werke;
Schnell hat er ſich von dem gekehrt,
Seitdem iſt ihm die Kraft gemehrt,
Daß er die Brüder ſtärke.

Die Herrſcher ſchimmern ſonder Zahl
Mit Stolz auf ihren Thronen;
Doch faßt ſie grimme Todesqual,
Sie müſſen fort zum grauſen Mahl,
Zerbrochen ſind die Kronen.

Im Schlaf begraben liegt die Welt,
Und unten brauſ't die Hölle;
Im Himmel iſt des Hirten Zelt,
Den keine ird'ſche Feſſel hält,
Er eilt hinauf zur Stelle.

Geheiligt und verklärt ſchon hier,
Schwebt er hinauf zum Lichte;
Sein Blut weiht er, Erlöſer Dir!
Er ſieht des Himmels Liebes Zier
In göttlichem Geſichte.

Ihn hindert nicht des Feindes Hohn,
Im Glauben ſich zu gürten.
Er iſt's, des Lichtes wahrer Sohn,
Werft Herrſcher! Euch von Eurem Thron,
Zu beten vor dem Hirten.

Geſang der Ehre.

Zu Ende 1812.

Wenn auch alle Völker wanken,
Ruh' die Erde ganz verläßt,
Alle Rechte brechend ſchwanken,
Steht die Ehre dennoch feſt; –
Ewig, wie der Nordſtern milde
Strahlet durch der Nacht Gefilde.

Heil dem Mann, der darnach handelt,
Dieſen Stern im Auge hält,
Stern der Ehre, der nie wandelt,
Fiel' in Trümmern auch die Welt!
Aus dem Tode noch wird grünen
Hohe Siegesluſt dem Kühnen.

Denn es ſiegt ja doch die Ehre
Bei dem edleren Geſchlecht,
Wie das blinde Glück auch mehre
Siege ſonder Ehr' und Recht.
Ewig glänzt der Tugend Adel,
Falſcher Ruhm iſt mehr nur Tadel.

D'rum ſei jener hochgeprieſen,
Kaiſer Er mit Recht genannt,
Der des Glückes mächt'gem Rieſen
Muthig leiſtet Widerſtand,
An der Ehre Kraft noch glaubend,
Und die Zeit der Schmach entraubend.

Wohl vertraut den mächt'gen Ahnen
Er auf ſeinem Völker=Thron,
An den Ruhm der Zukunft mahnen
Ihn, des Nordens hohen Sohn,
Zeichen, ſtrahlend durch die Zeiten,
Neu die Welt uns zu bereiten.

Leuchtend ob dem Eisgefilde,
Wogen Feuer durch die Nacht,
Sühnend wird im Flammenbilde
Hier das Opfer dargebracht;
Völker fluthen im Gewimmel,
Kämpfend jauchzen ſie zum Himmel.

Möchte neu ein Reich zu gründen
Auf der Ehre feſtem Grund,
Heldenherzen zu entzünden,
Wieder Eins im alten Bund,
Hoch als Sieger Ihm gelingen,
Alle bald den Retter ſingen.

Sind der Streiche, die uns trafen,
Iſt der Schmach noch nicht genug,
Soll durch Gott uns härter ſtrafen
Noch die Geißel, die uns ſchlug;
Dennoch zu den fernſten Zeiten
Wirſt du ſchönen Glanz verbreiten;

Lichter Stern, der uns erſchienen,
Stern der Ehr' in trüber Nacht,
Der den Treuen, die ihr dienen,
Hoffnung wieder angefacht;
Stern der Ehr' aus jenem Norden,
Durch den frei die Erd einſt worden!

Unſre Zeit.

1820.

Siegeslieder hört' ich ſingen
In den Gauen weit und breit;
Unſers Volkes Ruhm erklingen
In dem Spiel der Eitelkeit.
Haltet ein, bethörte Lieder!
Gottes Flammen leuchten wieder
In das dunkle Meer der Zeit.

Sind die Dolche denn Befreier,
Selbſt der eignen bangen Bruſt?
Werdet frei erſt, wahrhaft freier,
Innen Gottes Euch bewußt!
Werft vor Seiner Kraft Euch wieder,
Vor dem ew'gen Rechte nieder;
Dann genießt der Ehre Luſt!

Und Ihr andern wollt beſchwören
Durch ein künſtlich Nichts den Sturm?
Wen kann ſolch' Geweb' abwehren,
Selbſt zernagt vom Lügenwurm?
Was nicht Gott erbaut, muß fallen;
Alſo ruft die Stimm' uns allen,
Nieder ſtürzt der Babelthurm.

Fruchtet nichts mehr unſer Beten,
Schließeſt Du der Gnade Born?
Willſt die blut'ge Kelter treten,
Herr, in des Gerichtes Zorn?
Kommt der Heil'ge auf den Roſſen,
Siegreich in des Worts Geſchoſſen;
Schallt der Welt das Todeshorn?

Werfen wir an's Herz dem Vater
All die Schreckenſorge nur;
Daß Sein Licht uns dien' als Rather
Und Sein Wort zur Lebensſpur!
Es vergeh'n noch Sternentage,
Und Jahrhunderte voll Klage,
Eh' verklärt wird dieſe Flur.

Wenn dämoniſche Gewalten
Greifen an der Völker Herz;
„Wie läßt Gott ſie alſo ſchalten?"
Klagen wir dann himmelwärts.
Soll ſich neu die Welt geſtalten,
Läßt er frei das Böſe walten,
Bis das Licht entſteigt dem Schmerz.

Fluthen ſeh' ich furchtbar rauſchen
Ueber Fluthen auf uns her;
Lüg' und Mord den Scepter tauſchen,
Ein allblutig wildes Meer.
Niemand mag ſich widerſtemmen,
Keiner die Zerſtörung hemmen;
Gott allein iſt hier die Wehr.

Auf dem Meer doch haucht und lebet
Der das Licht dem Tod entreißt,
Und ob der Verweſung ſchwebet
Gottes ew'ger Lebensgeiſt.

Alſo wird ein lichter Morgen
Brechen durch der Menſchen Sorgen,
Wie der Strahl der Schrift verheißt.

Als den Mann des Todes weckte
Einſt der Heiland aus dem Graus,
Wo den Leichnam Moder deckte,
In des Grabes dunkelm Haus;
Wenn ſchon ſelbſt im Geiſt erſchüttert,
Ob des Jammers tief er zittert,
Riß er ihn ans Licht heraus.

Denn es wirkt und ſchafft allmächtig
Sein befreiend Lebenswort.
Auf zum Himmel ſtrahlt es mächtig,
Dringt bis in des Todes Ort;
Sturm und Meer ſind ihm gewärtig,
Noch im Glauben gegenwärtig,
Führt's die Fluth gebietend fort.

Halte jeder feſt den Anker,
Steige muthig nur ins Schiff;
Sicher fährt es hin ob ſchwanker
Meeresbahn und Klippenriff.
Durch die Fluthen wird ſich's ſchlagen,
Hin zum Felſen rettend tragen,
Wer voll Glauben es ergriff.

Dieſes Schiff iſt es alleine
Was nie bricht in aller Zeit;
Dieſer Felſen iſt der Eine
Feſte Grund der Ewigkeit.
Wenn ihn Morgenroth umleuchtet,
Gottes Thau den Stein befeuchtet,
Blüht er auf in Herrlichkeit.

Hier iſt himmliſch Heil zugegen,
Fruchtbar grünt des Lebens Baum;
Liebesarme hält entgegen
Hier das Kreuz dem Weltenraum.
Sicher aus der Felſenwahrung
Quillt die ew'ge Liebesnahrung
Und verklärt den ird'ſchen Traum.

Wenn die Wurzeln dieſer Pflanze
Bis zum Abgrund niederzieh'n,
Iſt die Geiſterwelt im Glanze
Voll von ihrer Zweige Blüh'n.
Hier auch ſoll ſie ſich ausbreiten,
Und der Wechſel aller Zeiten
Iſt nur ihres Laubes Grün.

Alſo laßt den Kampf uns tragen,
Unſer Felſen wanket nicht;
Noch der Welten Sturz beklagen,
Bis Gott ruft: „Es werde Licht!"
Laßt uns ſtreu'n des Lichtes Samen,
„Treu und Wahrhaft" iſt Sein Nahmen,
Und gerecht iſt das Gericht.

Ward aus Abend dann und Morgen
Einſt der neue Schöpfungstag,
Wo, was Herrliches verborgen
War, vor Gott erglänzen mag;
Wird zum Paradies die Wüſte,
Kraft des Strahls, den hier begrüßte
Unſrer Liebe Flügelſchlag.

VI.

Geiſtliche Gedichte.

Klagelied der Mutter Gottes.

Es weint das Kind ſchon Liebesthränen,
Und fühlt ein ängſtlich Mutterſehnen,
Wenn es das Licht erſt kaum erblickt;
Zu ihr hin ſchlägt es auf die Augen,
Will an dem Herzen feſt ſich ſaugen,
Das kleine Weſen, ſüß beglückt.

Der Jüngling flieht in Waldesdunkel,
Nachtwandelt ſtill im Mondgefunkel;
Um Liebe klagt ſein irrer Sinn.
Bald ſteht er da am frühen Grabe,
Und der Erinn'rung Todeshabe
Bleibt für den Erdenſohn Gewinn.

Es drängt den Mann zu Kampfesthaten,
Für Licht und Recht zu dulden, rathen,
Ob ſeiner Väter Land und Haus;
D'rob blutend in der Todeswunde,
Haucht treu noch da dem Bruderbunde,
Er gern den freien Athem aus.

Es klagt im Schleier um den Gatten,
Der Söhne Trübſal, oft im Schatten
Der öden Nacht, das Witwenherz;
Ihr ſteh' ich hülfreich in der Nähe,
Bis zu dem Retter in der Höhe
Aufſteigen kann ihr frommer Schmerz.

Bedrückt, armſelig, mühbeladen
Wandelt der Knecht auf Dornenpfaden,
Erſeufzend oft dem harten Joch;
Mitleidig durch das Erdgewimmel,
Blickt freundlich doch auf ihn der Himmel,
Labt ihn am ſtillen Abend noch.

Auch den Beherrſcher auf dem Throne
Drückt nieder ſeine Eiſenkrone,
Er ſehnt ſich nach dem kühlen Grab;
Sein Herz bedrängen Unheilswogen,
Der Traum der Zeit iſt ſchnell entflogen,
Und ſchlingt die Völker mit hinab.

Es lächelt noch der Sonn' entgegen,
Rückſchauend auf des Lebens Wegen,
Mit ſanftem heiterm Blick der Greis;
Er lächelt ob der Jugend Leiden,
Und trauert um der Menſchen Freuden,
Singt ſtill der ew'gen Liebe Preis.

Der Sünder auf dem Krankenlager,
Er ſchreit zu Gott, von Grame hager,
Fühlt Liebe in der wehen Bruſt;
Da träufelt in die wunden Glieder
Die ew'ge Gnade Balſam nieder,
Ihm naht im Tode Himmelsluſt.

Wer ſtill und fern vom Weltgewühle
Den Himmel ſucht mit dem Gefühle,
Einſam verſenkt in die Natur;
Dem kann ihr Schein den Geiſt nicht füllen,
Es kann nur Gott das Herz ihm ſtillen,
Im wilden Thal der ird'ſchen Flur.

Doch ſprechen dunkler Liebe Spuren
Noch laut aus allen Creaturen,
Die Gottes Vaterhand erſchuf.
Es wollen noch zuſammenſtimmen,
Zerriſſen einſam, alle Stimmen,
In ſeiner Allmacht Herzensruf.

Klagend ſchreit auf das Thier der Wüſte,
Als ob es um ſein Leiden wüßte,
Von Gluth verſengt und Durſt entbrannt;
Und wiederhallt es aus den Klüften,
Weil Raubgeflügel in den Lüften
Herniederkrächzt vom Felſenrand.

Lechzend am Quell mit durſt'gem Munde,
Den Pfeil im Herzen, kühlt die Wunde
Der Hirſch, des Waldes hohe Zier!
Weil Thränen noch dem Aug' entbeben,
Entquillt der Bruſt das warme Leben,
Und nieder ſinkt im Blut das Thier.

Die Lämmer auf des Frühlings Weide,
Hüpfen den Kindern gleich vor Freude,
Verblutend bald die kurze Luſt;
Der Nachtigallen Liebesklagen
Hört man aus dunkeln Zweigen ſchlagen,
Sehnſüchtig girrt es aus der Bruſt.

Die Blumen ſehnen ſich zum Lichte,
Mit kindlich hellem Angeſichte
Breiten ſie bunt die Blätter aus;
Es ſind der Erde Sonnenblicke,
Daß ſich als Bild des Himmels ſchmücke,
Blüthenverhüllt des Grabes Haus.

Auch aus des Waldes hohen Zweigen,
Die ſich in Windes Rauſchen neigen,
Säuſelt ein tiefer Klageton;
Und in dem freien Luftgefilde
Flattern der Wolken Dunſtgebilde,
Und eilen räthſelhaft davon.

Das Silberſpiel der Felſenquelle,
Der ſanfte Lauf der Stromeswelle,
Sie rauſchen all' dem Meere zu;
Dort von der Sehnſucht hingezogen,
Brauſen in Trauer fort die Wogen,
Schlagend an's Ufer ſonder Ruh.

In Frieden glänzt des Himmels Stirne,
Und vor dem hellen Nachtgeſtirne
Muß ſchnell des Tages Gram verweh'n;
Das Herz blickt auf zum Lichtvereine,
Bald in des Mondes Zauberſcheine
Muß es in Wehmuth niedergeh'n.

Ob auch des Himmels Glanz entſiegelt,
Der Abendſtern im See ſich ſpiegelt,
Es ſchließt ſich nicht der Schmerzen Thor;
Mitleidig blickt die Nacht hernieder,
Das Meer bewegt, tönt ewig wieder,
Wehklagend brauſ't die Well' empor.

Es geht ein allgemeines Weinen,
So weit die ſtillen Sterne ſcheinen,
Durch alle Adern der Natur;
Es ringt und ſeufzt nach der Verklärung,
Entgegenſchmachtend der Gewährung,
In Liebesangſt die Creatur.

In Hoffnung ſelig ſind die Seelen,
Die noch in Schuld ſich reuend quälen,
An dem geheimen Geiſterort;
Heiß ſtrömen ihre Liebesthränen,
In Flammen haucht ſich aus ihr Sehnen,
Erharrend des Befreiers Wort.

O, könnte wer den Schleier heben,
Wo die verborgnen Mächte leben,
Würde der Abgrund aufgedeckt;
Der Menſchen Herz würd' es zerſpalten,
Die ird'ſche Bruſt könnt' es nicht halten,
Vom Blitz der Ewigkeit erſchreckt.

Oft von der Erde dunklem Tage,
Tönt hier herauf die Seelenklage
Von Allen, die ſich einſt geliebt;
Die Geiſterwelt mit ihren Schmerzen
Greift in der Menſchen irre Herzen,
Wie uns ihr Leiden mit betrübt.

Ich war von Ewigkeit begründet,
Die Krone, die mein Haupt umwindet,
Hat mir der Vater umgethan;
Den Sohn trag' ich auf meinen Händen,
Nicht mag der Sonne Glanz mich blenden,
Mein Fuß ſteht ob des Mondes Bahn.

Mich nennen Königin die Thronen,
Die in dem ew'gen Lichte wohnen,
Und Gottes ſüße Engelſchar;
Ernſt walt' ich ob des Himmels Freuden,
Doch in der Liebe ſel'gen Leiden
Wird Gottes Glorie offenbar.

Hin knie ich zu des Vaters Throne,
Das Auge richtend nach dem Sohne,
Es flammt zu Gott mein flehend Herz;
Um Gnade für der Reue Kinder,
Erlöſung fleht es für den Sünder,
Mitfühlend jeden Liebesſchmerz.

Als ich allein vor Gott geweſen,
Da ſehnte zitternd ſich mein Weſen
Nach ſeiner Schöpfung Liebespracht.
Zu ihm geneigt in tiefer Demuth,
Empfand ich ahnend ſüße Wehmuth,
Beſiegt von des Verlangens Macht:

Daß Gottes Herrlichkeit ſo klarer,
In Lebensfülle offenbarer
Durch alle Fernen würde kund;
Auf daß in des Geſchöpfes Tiefe
Er Seligkeit aus Leiden ſchüfe,
Ihn prieſe aller Himmel Mund.

Als nun geſtillt war mein Verlangen,
Die Glorie Gottes aufgegangen,
Die Welten herrlich aufgebaut;
Ward ich zum Mitleid auserleſen,
Der Liebe Amt, ob allen Weſen,
Hat mir der Schöpfer anvertraut.

D'rum ich in Leid und Schmerz zerfloſſen,
Fürbittend, flehend hingegoſſen,
Nehme mich meiner Kinder an;
Des Vaters Herz ſchlägt mir entgegen,
Des Sohnes Wort iſt voll zugegen,
Das Licht des Geiſtes aufgethan.

So brecht herein, ihr ſel'gen Schmerzen,
Fluthet heran zum Mutterherzen,
Mit mir in Gnade ſüß vereint.
Kommt her, ihr Schweſtern, Kinder, Brüder!
Ihr Creaturen, hoch und nieder,
Ein jedes Weſen, das da weint.

In Trauer leuchten auch die Geiſter,
Des Zeitgebildes hohe Meiſter,
Die Sieben, die am Throne ſteh'n;
Sie ändern nichts in der Bewegung,
Doch fühlen ſie des Mitleids Regung,
Wenn ſie des Weltalls Irrſal ſeh'n.

Die Cherubim im Flammenſchwerte,
Die mit dem Blitz Gott ſelbſt bewehrte,
Ob wer Sein Heiligthum entweiht;
Sie ſchau'n aus tauſend Liebesblicken,
Zitternd von ſeligem Entzücken,
Gerührt in dieſe Herrlichkeit.

Der Seraph eilt auf Windesflügeln
Des Lichtes Fülle zu entſiegeln
Weit in die Schöpfung von dem Thron;
Im Feu'r der Liebe zu verſchönen,
Naht er der Demuth, ſie zu krönen,
Und freut ſich ob des Dulders Lohn.

In Thränen möchten oft zerfließen
Die Engel, deren Schutz genießen
Der Menſch auf ſeiner Wallfahrt ſoll;
Wenn ſie die anvertraute Seele
Hinſtürzen ſeh'n in wilde Fehle,
Dann iſt ihr Sinn des Leides voll.

Glaubt ihr, daß Chriſtus nur in Wunden
Um euch den bittern Schmerz empfunden,
Als Er am Kreuz den Tod beſtritt?
Als von der Dornenkron' umſchlungen,
Das Herz vom Lanzenſtich durchdrungen,
Er für die Welt das Opfer litt?

Weit herber muß Ihn Gram durchbohren,
Wenn jene, die Sein Blut erkoren,
Ihm untreu ſind, und von Ihm geh'n;
Viel grauſer wird Sein Herz zerriſſen,
Wenn Er von gift'ger Schlange Biſſen
Verwundet muß die Seinen ſeh'n.

Das, was Er litt, kann niemand ſagen,
Nicht Menſchen und nicht Engel Klagen
Ergründen je des Sohnes Tod.
Ich, die am Herzen Ihn getragen,
Kann es allein mit Worten ſagen,
Mitſterben Seinen Liebestod.

In der zerfall'nen Pilgerhütte,
Armſelig in der Thiere Mitte,
Lag da im Glanz das Kind vor mir.
Ganz ſelig um das Neugeborne,
Pries ich den Herrn, als Hocherkorne:
„Gern opfr' ich alle Schmerzen Dir.“

Bei der Verkündung Seiner Leiden
Fühlt' ich ein Schwert mein Herz durchſchneiden,
Das fuhr mir ahnend in's Gebein.
Dasſelbe Schwert zu ſieben Mahlen,
Schlug mich mit herben Seelenqualen,
In ſtets erneuter Todespein.

Als ich in Oede flüchten mußte,
Verfolgt mich kaum zu retten wußte,
War Er mein Licht in dunkler Nacht.
Wir irrten einſam durch die Wüſte,
Ich reicht' Ihm dar die treuen Brüſte,
Mich hat Sein Auge angelacht.

Als ich den Sohn verloren wähnte,
Mich angſtvoll ſuchend nach Ihm ſehnte,
Und Ihn im Tempel wieder fand;
Da fühlt' im bangen Mutterherzen,
Verlaſſen, öd' ich tief die Schmerzen,
Bis Er in Schönheit bei mir ſtand.

Als nun der Feind Ihn aufgefunden,
Der Scherg' Ihn führte hart gebunden,
Ihn fort aus Seinem Garten riß;
Klagt' mitgefangen meine Seele,
In ihrer ird'ſchen Kerkerhöhle,
Daß man den Heiland ihr entriß.

Jetzt bei dem großen Opferwerke,
Gab Er mir ſelbſt in's Herz die Stärke,
Daß ich den Anblick duldend trug;
Als Er voll Wunden und zerſchlagen,
Auf Golgatha die Schmach getragen,
Wo man an's bitt're Holz Ihn ſchlug.

Ich ſah, auf jenem Berg geſtanden,
Des Menſchen Sohn in Blut und Banden,
Am Kreuz gen Himmel ausgeſtreckt;
Der heil'ge Vorhang war zerſpalten,
Dem Grab' entſtiegen Nachtgeſtalten,
Die Erde zittert' tief erſchreckt.

Der Geiſter Schar verſtummend bebte,
Weil finſtre Nacht hernieder ſchwebte,
Als ſollt' der Welten Ball vergeh'n.
Es lag auf meinem Schooß geſtorben,
Der mir die Glorie hat erworben,
Todt mußt' ich den Geſalbten ſeh'n.

Als nun den heil'gen Leib mit Klagen
In Balſam wir zu Grab getragen,
Verſchloſſen in den Stein gelegt;
Da ſprengt das ew'ge Wort die Banden,
Der Herr der Welt iſt auferſtanden,
Den meine Liebe ewig trägt.

Auf Seiner Allmacht Thron erhoben,
Blickt Er noch von der Glorie oben,
Mitleidig in der Erde Thal;
Dem ew'gen Aug' entgehet Keiner,
Iſt wo des Heils bedürftig Einer,
Giebt Er ſich hin zum zweiten Mahl.

Sieht Er die Seinen irr, bekümmert,
Der ew'gen Liebe Bau zertrümmert,
Verſpottet Seines Todes Werth;
Da bluten wieder Seine Wunden,
Von neuem ſieht Er ſich gebunden,
Und mich trifft ſiebenfach das Schwert.

Wie ſich am Himmel Wolken thürmen,
Aus denen dunkle Flammen ſtürmen,
Zerſtörung blitzend weit und breit;
Erhebt ſich oft den Erdgeſchlechten,
Den Sieg der Zukunft zu erfechten,
Verworren unheilſchwangre Zeit.

Da ſtreckt hernieder mit Erbarmen
Des Sohnes Hand ſich zu den Armen,
Daß ſie erſtarkt der Gnade Geiſt;
Es blüht das Paradies zum Lohne,
Auf jeden harrt die Siegerkrone,
Der treu und wahrhaft ſich beweiſ't.

O Volk! zu großem Werk geboren,
Das Gott zum Kampf hat auserkoren,
In Seiner Liebe furchtbar'n Rath;
Die Hoffnung ſollſt du treu bewahren,
Den Glauben herrlich offenbaren,
Ein Fels der Lieb' in Wort und That.

Die Zwei, die lange todt gelegen,
Beginnen göttlich ſich zu regen,
Des Vaters Wort und die Natur;
Die Stund' iſt da, das Werk zu gründen,
Laßt euch von Gottes Geiſt entzünden,
Herzmuthig folgt der lichten Spur.

Der hohen Offenbarung Boten,
Vom Schooß des ew'gen Lichts entboten
Eilen die Zeugen ſchnell heran;
Das ew'ge Wort in neuer Stärke,
Des Geiſtes lichte Wunderwerke,
Künd'gen die letzte Zeit euch an.

So kommt herein von allen Seiten,
Dem Tag des Herrn euch zu bereiten,
Eh' ſich das Thor auf ewig ſchließt;
Von dem Altare ſtrahlt das Hoffen,
Noch ſteh'n des Tempels Hallen offen,
Wo ſich der Gnadenquell erſchließt.

Soll ich denn immer um euch weinen,
Ruft Er vergebens ſtets den Seinen,
Und ſtrömt' umſonſt Sein heilig Blut?
O, möchtet ihr das Licht erfaſſen,
Und von der nicht'gen Täuſchung laſſen,
Endlich entflammt in Gottes Muth.

Eilt nur hinaus auf allen Wegen,
Es naht des Himmels voller Segen,
Er, der Gerechte, lichtumkrönt
Aus dunkeln Wolken ſtrömt Er nieder,
Bis nach dem letzten Siege wieder
Der Auserwählten Lied ertönt.

O, daß zergingen alle Ketten,
Könnte mein Flehen Alle retten,
Und bliebe Keiner ewig blind;
Daß bald der Eine Hirt die Seinen
Zu einer Herde mag vereinen,
Die noch in Schuld verworren ſind.

Es folgt der dunkeln Nacht die Sonne,
Dem Tages Kampf die Sabbath-Wonne,
Und macht die Glorie offenbar.
O, möcht' erſt im Triumph ertönen,
Der Siegsgeſang in neuen Tönen,
Geſungen von der Sel'gen Schar.

Da herrſcht das Licht und Recht in Wahrheit,
Wenn in des neuen Himmels Klarheit
Neu ſich verklärt die Erde hat.
Von Gott wird dann hernieder fahren,
Im lichten Schmuck ſich offenbaren,
Wie eine Braut die heil'ge Stadt.

Jeruſalem im Strahlenkranze,
Sie leuchtet im kryſtallnen Glanze
Mit zwölffach offnem Gnadenthor;
Kein Schwert mag dieſe Burg verſehren,
Weil lichte Mauern ſie umwehren,
In Frieden wallt der Sel'gen Chor.

Da ſtrömt am Stuhl von heil'ger Stelle
Des neuen Paradieſes Quelle,
Wo jeder ewig Labſal trinkt;
Geſtillt wird jegliches Verlangen,
Wenn Er kommt, Der es angefangen,
Und Der auch die Vollendung bringt.

Das hat der Tempel ſchon verkündet,
Den Salomo einſt hat gegründet,
Der Weisheit Bau im Bild' umfaßt;
Zum Himmel hat er ſich erweitet,
Strahlend auf Erden ausgebreitet
Für Alle, ſo die Gnad' erfaßt.

So wird die Kirche triumphirend,
Im Glanz der Sterne Bau vollführend,
Vor Gott in Demuth leuchtend ſteh'n.
Das iſt mein Schmuck und meine Würde,
Das da verklärt, vereinigt würde,
Wen je berührt mein Liebesfleh'n.

Wie eine Roſe blüht in Freude,
Leuchtet umſtirnt das Weltgebäude,
Die Morgenröth' iſt aufgethan;
Verſöhnt ſind des Verlangens Schmerzen,
Und Seligkeit dringt mir zum Herzen,
Die keine Zunge ſagen kann.

Noch weint die Braut, und ruft vergebens
Nach Ihm, dem vollen Quell des Lebens,
Der herrlicher ſich ſtets enthüllt;
Zu Ihm ſehnt ſich die Seele klagend,
Bis Er die Arme um ſie ſchlagend,
Sie ganz mit Seiner Wonn' erfüllt.

Noch deckt ein trüber Witwenſchleier
Der künftigen Vollendung Feier,
Und Trauer hüllt die Schöpfung ein;
Bis einſt der Schleier wird gehoben,
Muß ewig Klaggeſang erhoben
Von allem, was da athmet, ſein.

Heilige Sehnſucht.

(Nach dem Lateiniſchen).

Es flog in Eil vorbei der Räuber Adler,
Und ſchoß hinunter in das Todesmeer.
Die ſtrengen Wächter ſind der Frechheit Tadler,
Getreu bewacht der Hund den rechten Adler;
Die Schlange ziſcht von unten Gift uns her.

Wohl dunkle Nacht bedeckt die Welt in Klagen,
Die Erd' erbebt im erſten Morgenweh'n.
O, möchte endlich doch die Sonne tagen,
Und hoch der Sieger auf dem Sternenwagen,
Im Glanz das Kreuz am lichten Himmel ſteh'n!

Laß durch die Schöpfung deine Flammen ſchießen,
O Morgenſtern! im Glanze des Gerichts;
Daß Ströme Lichts vom Himmel niederfließen,
So wie ein Rieſ' im Lauf, ſich zu ergießen:
Erlöſ' uns von dem kalten, öden Nichts.

VII.

Gedichte aus dem Indiſchen.

Vorwort.

Dieſe Bruchſtücke indiſcher Dichtkunſt ſind zuerſt im Jahre 1808 als Anhang zu dem Werke über die Sprache und Weisheit der Indier*) erſchienen, um eine lebendige Beiſpielſammlung jener alten Poeſie aus dem Lande der Urwelt zu geben und einige Stücke desſelben vorzüglich auch um als Belege zu der Abhandlung über die indiſche Philoſophie zu dienen. Dieſem Zwecke können ſie jetzt, nachdem ein ſolcher Reichthum indiſcher Quellen aller Art in den letzten Jahren für die Forſcher zugänglich geworden und ſchon vielfältig bearbeitet iſt, nicht mehr in dem gleichen Maaße entſprechen. Dagegen mögen ſie wohl ihren dichteriſchen Werth auch jetzt und noch ferner behaupten; und was die Uebertragung und manche weſentliche Unvollkommenheit derſelben betrifft, ſo werden ſie als erſte Verſuche ſolcher Nachbildung bei den Meiſtern der indiſchen Forſchung und der metriſchen Kunſt oder poetiſchen Ueberſetzung leicht Nachſicht finden, und wird man ihnen ſelbſt geſchichtlich ihre beſcheidne Stelle, als erſten Anfang eines ſo ſchweren Beginnens wohl gönnen, auch nach den ungleich höheren Fortſchritten, die ſeitdem zu dem gleichen Ziele geſchehen ſind. Daher ſie denn auch lieber hier, als Vorübungen in der Kunſt der neuen Poeſie, mit den übrigen poetiſchen Bruchſtücken und jugendlichen Dichter-Andenken dieſer Sammlung derſelben einverleibt werden mögen.

* * *

Aus der früheren Einleitung laſſen wir nun einige Bemerkungen über die Handſchriften folgen, nach denen die Ueberſetzung

*) Siehe VIII. Band, S. 271.

gemacht worden; dann über die Orthographie, das Sylbenmaaß und endlich über die Auswahl der verſchiednen Stücke.

Die Handſchrift des Rāmāyan gehört zu den ſchönſten, welche die Pariſer Bibliothek beſitzt. Sie iſt in großen Devanagari-Charakteren auf Quartblättern von Papier geſchrieben. Die Handſchrift des Mānavādhārmaſhāſtran in bengaliſchen Charakteren auf länglichten Papierblättern, in Form derer aus Baumrinde, gehört indeſſen weder in Rückſicht der Schönheit noch der Correctheit zu den vorzüglichen. Von dem Bhagavatgita giebt es vier verſchiedene Handſchriften in kleinem Format, als Bücher gebunden; ſie ſind ſämmtlich in Devanagari-Charakteren, einige mit Scholien, der Text iſt ſehr correct. Von dem Mahābhārat iſt ein gut geſchriebenes Exemplar in bengaliſchen Charakteren auf Baumrindenblättern vorhanden. Von den Rāmāyan ſind nun ſeitdem mehrere Bände des indiſchen Textes nebſt engliſcher Ueberſetzung in der Originalausgabe zu Calcutta erſchienen; auch das metriſche Geſetzbuch iſt gedruckt vorhanden, und von dem Bhagavatgita erſcheint ſo eben die claſſiſche Ausgabe von A. W. v. Schlegel, als erſte indiſche Urſchrift auf Deutſchem Boden gedruckt. Nur die Epiſode aus dem Mahābhārat iſt bis jetzt, ſo viel ich weiß, bloß handſchriftlich vorhanden, und ſeither noch nicht im Druck erſchienen.

Was die Orthographie betrifft, ſo hatte ich den kurzen Vokal, der ausgenommen am Anfang des Wortes nicht geſchrieben wird, in dem grammatiſchen Syſtem als ein kurzes a gilt, in der neuen Ausſprache aber o lautet, in der früheren Ausgabe o geſchrieben; theils wegen der Rückſicht, welche der noch lebende Ton, ſo ſehr auch die Sprache ſelbſt entartet ſein mag, immer verdient, wobei mir auch wohl vor Augen ſchwebte, wie man ſelbſt im Griechiſchen vielleicht beſſer gethan hätte, die Ausſprache der Neu-Griechen nicht ſo ganz zu verlaſſen; theils aber ließ ich mich hierzu bewegen, um den Uebellaut zu vermeiden, welcher aus den zu ſehr gehäuften a entſteht. Da aber die Grammatik des Altindiſchen für uns doch zuletzt entſcheiden und das meiſte Gewicht haben muß; ſo habe ich jetzt, den bewährteſten Meiſtern indi-

ſcher Forſchung und Sprachkunſt mich anſchließend, für den kurzen Vokal, das A überall wieder hergeſtellt. Das d der erſten Reihe, welches wie eine eigene Art von r lautet, und welches Jones durch einen Punkt, die Perſer aber unter dem Nahmen des indiſchen Dal mit vier Punkten bezeichnen, habe ich dem Klange gemäß r geſchrieben. Die zuſammengeſetzten Conſonanten Jna, Kſcha, welche Ghya und Khya geſprochen werden, habe ich aber, ungeachtet der kleinen Härte, nicht nach der Ausſprache, ſondern nach der grammatiſchen Strenge geſchrieben, da die genauere Schreibart in manchen Fällen ſelbſt für die Etymologie wichtig iſt. Die verſchiednen Arten des naſalen N durch Zeichen zu unterſcheiden, ſchien mir überflüſſig, da dieſer Unterſchied doch für uns ganz verloren geht, und wer indiſch ſchreiben kann, ohnehin aus dem vorhergehenden Conſonanten weiß, welches der verſchiednen N er zu nehmen hat. Die Conſonanten V, J, Ch, werden geſprochen, wie im Engliſchen. Das erſte S, welches Jones durch einen Strich zur Unterſcheidung bezeichnet, wird von den Portugieſen, deren Orthographie das Pariſer Manuſcript Nr. 283 befolgt, wie von andern ſo bezeichnet, daß es laute wie ſh; und ſo wird auch von den Engländern dieſer indiſche Buchſtabe charakteriſirt, als ſanftes Sh. Wenigſtens müßte man, wenn man Shaſtra ſchreibt und ſpricht und nicht Saſtra, auch Shiva und Shakuntala, nicht Siva und Sakuntala ſchreiben und ſprechen, weil es derſelbe Buchſtabe iſt. Vielleicht könnten wir im Deutſchen hier Sh ſetzen, für das zweite indiſche S aber Sch nehmen.

Die indiſche Sprache hat, obwohl das ganze Syſtem der Sylbenmaaße noch ſehr verſchieden ſein mag, doch einige der weſentlichſten rhythmiſchen Grundgeſetze mit der griechiſchen Sprache gemein. Die Vokale ſind theils von Natur lang, theils kurz wie im Griechiſchen. Lang ſind o, e, oi, au; kurz ſpreche man in den indiſchen Nahmen der folgenden Gedichte das a, u, i, außer wo die Länge ausdrücklich bezeichnet iſt. Die Sylbe, deren Vokal kurz iſt, kann durch Poſition lang werden, genau wie in den antiken Sprachen. Jene Eigenheit der griechiſchen Metrik, da mit Beiſeiteſetzung der Sylbenzahl an gewiſſen Stellen für eine lange

Sylbe zwei kurze geſetzt werden dürfen, glaube ich wohl in dem Gitagovinda des Jayadeva bemerkt zu haben, wo ſtatt des Daktyls —⏑⏑ auch vier kurze Sylben ⏑⏑⏑⏑ gebraucht werden. In demjenigen Sylbenmaaße aber, worin die nachſtehenden Bruchſtücke, wie die meiſten alten Werke der Indier abgefaßt ſind, findet dieſe Freiheit nicht Statt, ſondern die Sylbenzahl wird ſtreng beobachtet. Es beſtehen dieſe Schlöcken oder indiſchen Diſtichen, aus zwei ſechzehnſylbigen Verſen, deren jeder in der Mitte einen Abſchnitt hat, ſo daß das ganze Diſtichon aus vier gleichen achtſylbigen Gliedern, oder Füßen nach der indiſchen Benennung beſteht. Dieſe ſechzehnſylbigen Verſe oder zwei Hälften des indiſchen Diſtichons haben alle einen jambiſchen Ausgang ⏑—⏑—, ſeltner ⏑—⏑⏑; wegen der überall durchgehenden Freiheit der letzten Schlußſylbe. Der erſte und dritte achtſylbige Fuß des Schlöka endet in der Regel mit einem Antiſpaſt, ſ. A. W. v. Schlegel's indiſche Bibliothek, 1ter Band, S. 36 — 40; nur daß auch hier die letzte Sylbe frei iſt. Als ſeltnere Ausnahme werden an dieſer Stelle, ſtatt des Antiſpaſt, auch der vierte Paeon, der Choriambus und der Diſpondeus gefunden, wovon Koſegarten in der Vorrede zum Nala, S. XIV., einige Beiſpiele anführt. Dieſer vorwaltend regelmäßige Gebrauch des Antiſpaſt an den angegebenen Stellen iſt, in den nachſtehenden erſten Verſuchen indiſcher Ueberſetzung, bei weitem nicht ſtreng genug beachtet worden. Für die vier erſten Sylben aller vier achtſylbigen Füße des indiſchen Diſtichons können alle metriſche Stellungen ohne Unterſchied, Choriamben, Dichoreen, Jonici, Epitriten, nach Belieben genommen werden. Das Schema des indiſchen Schlöka iſt alſo in metriſcher Hinſicht und nach der Sylbenzahl genau folgendes:

⏓ ⏓ ⏓ ⏓ | ⏑ — — ⏑ | ⏓ ⏓ ⏓ ⏓ | ⏑ — ⏑ ⏓ |
⏓ ⏓ ⏓ ⏓ | ⏑ — — ⏑ | ⏓ ⏓ ⏓ ⏓ | ⏑ — ⏑ ⏓ |

und um wenigſtens ein metriſch vollkommenes Beiſpiel des indiſchen Verſes, als Urbild wohllautender Richtigkeit aufzuſtellen, wähle ich den auch hiſtoriſch ſo merkwürdigen Spruch der Verfolgung eines indiſchen Königs gegen die Buddhiſten, aus A. W. Schlegel's indiſcher Bibliothek, S. 419.

„Von der Brück' an die Schneeberg' hin, wer die Bauddha's, ſo Greis als Kind,
„Nicht erwürgt, ſoll erwürgt werden!" — rief der Fürſt ſeinen Dienern zu.

Ich kann bei dieſer Gelegenheit den Wunſch nicht unterdrücken, daß die Meiſter der indiſchen Forſchung und Dichtkunſt in unſerer Sprache, ſich nicht durch die geflügelte Anmuth des leichteren griechiſchen Hexameter möchten von dem ehrwürdigen Alterthume und gewichtigen Gange des indiſchen Versmaaßes abwendig machen laſſen. Das auf vier großen Füßen erhaben einherſchreitende indiſche Diſtichon, gleicht dem Rieſengange des mächtigen Elephanten, und iſt mit der geſammten indiſchen Gedanken-Structur weſentlich vereinbart und innig verwandt. Die geflügelte Eil des griechiſchen Hexameter dagegen iſt wohl dem Wettlauf edler Roſſe auf der Rennbahn des Sieges vergleichbar, für dieſen einfach großen Schritt und Geiſt der Urwelt aber viel zu leicht und nicht mehr angemeſſen.

In dieſem hier angegebnen, obwohl in der erwähnten Hinſicht nicht immer genau beobachteten Sylbenmaaße des Schlôka, oder indiſchen Diſtichons, ſind alle nachfolgenden Bruchſtücke gedichtet. Nur als ſeltne Ausnahme kommen zwiſchen jenen ſechzehnſylbigen Verſen einige längere vor, meiſtens um einen höhern lyriſchen Schwung zu bezeichnen; auch dieſe ſind in Diſtichen. In denen, die aus vier zwölfſylbigen Gliedern oder Füßen beſtehen, iſt das hier beobachtete meiſtens dieſes: ◡—◡——◡◡—◡—◡—. In denen, welche aus vier eilfſylbigen Gliedern beſtehen, dagegen wie nachſtehend: ◡̄—◡——◡◡—◡—◡̄. Ich habe dabei wohl noch manche Abweichungen und Verſchiedenheiten bemerkt; ich hatte der Verſe dieſer Art indeſſen bei weitem nicht genug vor mir, um alle Verſchiedenheiten des Schema's daraus abnehmen zu können.

Ich glaubte, es würde dem Leſer angenehm ſein, einen Verſuch zu ſehen, in wiefern die Bildſamkeit unſrer Sprache, die mit der griechiſchen ſo glücklich wetteifern konnte, ſich auch dem Gange der ehrwürdigen alten indiſchen Sprache anzuſchmiegen vermöchte. Es verſteht ſich aber wohl von ſelbſt, daß ein erſter Verſuch der Art nicht auf die Vollkommenheit Anſpruch machen kann, die es vielleicht in

der Folge zu erreichen möglich ſein wird, wenn wir das metriſche Syſtem der Indier aus einem proſodiſchen Werke ſeinem ganzen Umfange nach kennen werden; wo ſich denn auch die Frage wird entſcheiden laſſen, in wiefern es bei der Ueberſetzung möglich ſei, auch auf die dreifache Geltung der Sylben im Indiſchen, ſ. Manu's Geſetzbuch, **II.**, **125.**, Rückſicht zu nehmen.

Noch bemerke ich, daß, wo der Inhalt lehrend iſt, wie in Manu's Geſetzbuch oder im Bhagavatgita, jedes Diſtichon zugleich einen periodiſchen Abſchnitt bildet; in den epiſchen Stücken aber aus dem Rāmāyan und aus der Geſchichte der Shakuntala geht der Sinn oft aus einem Diſtichon in das andre hinüber.

Der Anfang des Rāmāyan erſchien in der frühern Ausgabe hier zum erſtenmal überſetzt; daher habe ich ſelbſt von der einleitenden Anrufung nichts weglaſſen wollen. Wo die Lesart oder die Auslegung mir zweifelhaft war, habe ich es in den Noten bemerkt.

Aus dem Geſetzbuche Manu's und dem Bhagavatgita, die durch Jones und Wilkins ſchon bekannt ſind, habe ich aus erſterm alles zuſammengeſtellt, was die Kosmogonie betrifft; aus dem andern aber mehrere der merkwürdigſten Stellen ausgewählt, welche die Lehre von der Einheit, als den Inhalt, Zweck und Geiſt des ganzen Werkes, darſtellen und entwickeln.

Die Stücke aus der Geſchichte der Shakuntala können als ein Beiſpiel der ältern indiſchen Poeſie dienen, wenn man die verſchiedene Behandlungsart der ſchönen Geſchichte in dem alten Heldengedichte und dem lieblichen Drama des Kalidas gegen einander hält.

In dieſer gegenwärtigen Ausgabe iſt im Einzelnen für den dichteriſchen Ausdruck oder nach dem metriſchen Geſetz hier und da einiges verbeſſert und auch der Sinn an mehreren Stellen berichtigt worden. Eine gänzliche Umarbeitung dieſer erſten indiſchen Verſuche konnte indeß nicht in meiner Abſicht liegen; da ich ohnehin mit Ausnahme des Bhagavatgita, die neu gedruckten Ausgaben für dieſen Zweck nicht benutzen konnte, ſondern nur den handſchriftlichen Text dabei vor mir hatte, der in einigen ſchwierigen Stellen manches zu wünſchen übrig läßt.

I.

Anfang des Ramayan.

Dieſes Buch fängt an, wie alle alten indiſchen Werke, die wir bis jetzt kennen; mit einer Geſchichte oder Dichtung von der Entſtehung des Werkes ſelbſt und von dem Verfaſſer desſelben. Der Seher Valmiki, dem der Rāmāyan zugeſchrieben wird, iſt eben ſo wohl als Manu und Vyaſa, eine zum Theil mythiſche Perſon.

Dieſe Einleitung enthält die Erzählung, wie der Sehergott Nārada dem Valmiki die hohe Tugend und die Thaten des noch lebenden Rāma bekannt macht. Erfüllt von dieſem Gegenſtande, erfindet Valmiki, durch einen andern Zufall veranlaßt, die Verskunſt; darauf erſcheint ihm Brahma in ſeiner Einſiedlerhütte, beſtätigt ihn in ſeinem Entſchluß und ermuntert ihn, den Rāma zu beſingen, indem er ihm die hohe Vollkommenheit und die ewige Dauer ſeines Gedichts weiſſagend entdeckt.

Es geht dieſer Erzählung noch eine kurze einleitende Anrufung voran; zuerſt an den Helden, ſodann an den Dichter und ſein geheiligtes Werk, an den wunderbaren Waffenbruder des Helden, einen mit Verſtand begabten Waldmenſchen oder Affenfürſten, und wieder an den Dichter.

Segen und Heil!

Dem göttlichen Rama Preis!

Ein Sieger iſt des Stamms von Raghu Zier, [1]) Kauſalya's herzensgeliebteſtes Kind, Rama,
Der dem Daſhavadana den Tod gab, Daſharaths lotosgeaugter Sohn.

Dem Fürſten Heil der Einſiedler, jenem Büßer in ſel'gem Glanz,
Aller Weisheit Beſitzherren, ihm, Valmiki dem Seher, Heil!
Sie, die ſtets Rama Rama ſingt, Süßes mit ſüßem Klange ſagt,
Geſchwungen auf des Dichters Zweig, grüß' ich Valmiki's Nachtigall!
Wer dieſes Einſiedlerlöwen, der im Haine der Dichtkunſt wohnt,
Valmiki's Lied von Rama hört, wohl erreicht der das höchſte Glück.
Valmiki's Bergen entſprungen, hin ſich ſtürzend in Rama's Meer
Verherrlicht herrlich das Weltall des Ramayans gewalt'ger Strom;
Welches von Flecken ganz rein iſt, auch an Bächen und Blumen reich,
Heil dem, der es hervorbrachte, des Ramayans erhabnes Lied!
Wer immer trinkt, ſo lang er lebt, des Ramayanas Göttertrank,
Nimmer ſatt, der ſei gegrüßt mir, als frommer Weiſer, rein von Schuld!

---

[1]) Rāma, Sohn der Kauſalya von dem Daſharath, aus dem Geſchlecht der Sonnenkinder. Der Getödtete iſt der von Rāma beſiegte Rieſenkönig Ravan; Daſhavadana, der Zehumanlichte, iſt einer von dem Beinahmen desſelben; ſo wie Daſhaſya, der Zehnköpfichte, oder Daſchanana, der zehn Geſichter hat.

Den Held in Demuth erzogen, [2]) ihn, der Janaki's [3]) Schmerz vertilgt,
Den Affenfürſt, [4]) deß Blick tödtet, grüß' ich, der Lanka Schrecken gab!

Siegreich iſt des Stamms von Bhrigu [5]) Zier, der Dichter Erſter und Fürſt der Prieſter, Valmiki,
Der in reizende Verſe gebunden, bildete des Ramayana's Werk hier;
Wo aller Pflichten Lehre, wo zu leſen Heldenfreundſchaft, wo vollſtändig ganz des Lehrers Amt.
Wo was Valmiki, der herrlichen Dichter herrlichſter, in dem Ramayans Lied redete; welches Schöne iſt da nicht? [6])

Sprache und Styl iſt in der vorſtehenden Anrufung merklich jünger als in dem übrigen Werke. In dem nun folgenden Stück aber iſt kein bedeutender Unterſchied in dieſer Rückſicht von der Sprache im Mahābhārat oder den Puranas wahrzunehmen, obwohl die Ueberlieferung dem Valmiki ein ungleich höheres Alter beilegt als dem Vyaſa.

Narada's Rede.

Der Inhalt iſt folgender: Valmiki fragt den Nārada, wo

---

[2]) Anſpielung auf die Verbannung des Rama.

[3]) Janaki, d. i. die Tochter des Janaka, Sita, Rama's geliebte Gemahlin.

[4]) Hanuman, der Kampfgenoſſe des gleich dem Bacchus von halbthieriſchen Naturen wunderbar umgebenen Rama. Die Abbildung desſelben findet ſich in den mythologiſchen Werken.

[5]) Bhrigu, einer der zehn großen Riſhis oder heiligen Altväter und Weiſen der Urwelt, wird hier als Stammvater des Dichters Valmiki genannt.

[6]) In den letzten Verſen, ſo wie in dem erſten Diſtichon dieſer Anrufung folgte ich dem rhythmiſchen Gange der Urſchrift, ſo gut als es möglich war, da das Schema mir weiter nicht vorgekommen iſt, einiges auch ganz unregelmäßig ſcheint.

ein vollkommner Held zu finden ſei. Nārada nennt den Rama als einen ſolchen und ergießt ſich in ſein Lob.

In Andacht Forſchens ſich freuend, kam, der fromm alle Kund' umfaßt,
Den Narada [1] zu befragen, Valmiki hoher Seher Fürſt.

Valmiki ſpricht.

Wer verdient in der Welt Lob hier, in den Tugenden allen groß,
So die Pflicht wie die That kennend, wahr in Worten, im Glauben feſt? 4.
Er ſelbſt in Tugend hoch wandelnd, allen Weſen befreundet wer?
Der beredt und zugleich thatvoll, wer der lieblichſte auch zu ſeh'n?
Ob des Zorns Macht in ſich ſiegend, würdereich wer und achtbar ſtets,
Daß der Glanz ſolchen Sohns ſtrahlend ſelbſt die Göttin verherrlichte? 8.
Wer hat groß Heldenkraft funden, drei Welten [2] gar zur Rettung gut;
Wer der Gutes den Völkern thut, der tugendhaften Zuflucht wer?
Und die allſchön, wem naht Lakſhmi [3] unter den Menſchen ſie allein,
Der dem im Feuer, Luft, Sonne waltenden Gott Upentra [4] gleicht? — 12.

---

[1] Nārada, ein Sohn des Brahma, einer der zehn weiſen Altväter, und Erfinder der Vina, oder der indiſchen Leier.

[2] Drei Welten giebt es nach der indiſchen Lehre; eine der Wahrheit, eine des Glanzes oder des Scheins, und eine der Finſterniß.

[3] Lakſhmi, die ſchönſte, lieblichſte, ſeligſte der Göttinen; ſonſt auch Sri genannt, Gemahlin des Viſhnu.

[4] Upentra, nach dem Amaracaſcha, ein Beinahme des Viſhnu. Es waren nach der Handſchrift in der Mitte dieſes Verſes zwei Sylben unleſerlich. Ich habe nach der Wahrſcheinlichkeit überſetzt, daß die erſte Hälfte des Verſes noch ein Prädikat von Upentra bildet.

Solches begehr' ich zu hören in Wahrheit, Narada von Dir!
Gott und Weiſer, wohl kannſt Du ja ſelbſt belehren den kund'gen Mann.
Als dieß, der kennt die drei Zeiten, Narada hört, Valmiki's Wort,
„Merk' auf!" alſo ihn anrufend, ſpricht er dann zu dem Heiligen: 16.

Narada.

O wohl ſchwer mag man die finden, die Dein Lob preiſt, die Tugend all;
Einmahl auf dieſer Erdwelt hier wird Vollkommenheit ſchwer erlangt.
Seh' ich doch ſelbſt bei den Göttern keinen, der ſolches Ziel erreicht;
Hör' denn, wer ſolcher Tugend voll, wie ein Mond vor den Menſchen ſtrahlt! 20.
Ikſhvaku's [5]) Stamm hat ihn gezeugt, Rama heißt er, der Tugend übt;
Mit jenen und noch weit größern Gaben begabt, der herrlich glänzt.
In ſich ſelbſt herrſchend, großmüthig, würdevoll, ſtrahlenreich und ſtark,
Weisheitsvoll, und der Pflicht folgend, ſiegreich, der jeden Feind bezwingt. 24.
Der großgliedrig und ſtarkarmicht mächtig ſiegend in Todesſchlacht.
In mächt'ger Kraft und ſtarkmuthig, heldenſinnig [6]) den Feind bezwang.
Deß Arm zum Knie hängt, hoch von Haupt; er, der ſtark, wahrer Tugend reich,

5) Ikſhvaku, einer der königlichen Ahnherren des Stamms der Sonnenkinder; Sohn des Vivaſvan, der ein Sohn des Surya, des Sonnengottes iſt.

6) Weil der handſchriftliche Text hier in einigen Sylben ſchwierig zu leſen und ungewiß war, iſt die Ueberſetzung unbeſtimmt gehalten worden.

Gleichmüthig, ſchöngegliedert iſt, herrlicher Farb' und würdevoll, 28.
Deß Auge groß, von mächt'ger Bruſt, Günſtling des Glücks und ſchön zu ſeh'n,
Wohl das Recht kennend, wahr ſtrebend, ſeines Zorns Meiſter, Herr des Sinns.
Der Weisheit tiefgedacht beſitzt, rein, mit Heldengewalt begabt,
Schutz und Retter des Weltenalls, Gründer, Erhalter auch des Rechts; 32.
Alle Glieder der Schrift [1]) wiſſend, aller Bücher wohl kundig auch,
Aller Schrift Deutung grundgelehrt, tugendreich, der im Glanze ſtrahlt;
Allen Menſchen beliebt, bieder, von Geiſt heiter und hochgelehrt,
Stets die Guten ſich nach ziehend, wie zum Meer eilt der Ströme Lauf. 36.
Er der wahr, gleich und gleichmüthig, der einzig und hold von Anſeh'n iſt,
Rama ſtehend am Tugendziel, Kauſalya's Lieb' und hohe Luſt;
Freigebig wie das Weltmeer iſt, ſtandhaft gleich wie der Himavan, [2])
Viſhnu'n an Heldenkraft ähnlich, ſtandhaft ſo wie der Berge Herr; [3]) 40.
Zornflammend wie das Weltfeuer und im Dulden der Erde gleich,
Spendend gleich wie der Reichthumsgott, Zuflucht deſſen was wahr und recht.

---

[1]) Alle Theile oder Glieder des Veda.
[2]) Die indiſchen Alpen im Norden.
[3]) Beinahme des Siva.

Ehe wir den Narada, der nun zur Geſchichte Rama's übergeht, weiter anhören, wollen wir erſt in Kurzem erwähnen, was dem Zeitpunkt, wo Narada's Erzählung anhebt, voranging.

Rama's Erſcheinung wird nach der indiſchen Sage als die ſiebente Menſchwerdung des Viſhnu betrachtet. Sie ward durch die Klagen veranlaßt, welche vor den Brahma kamen, über die Unthaten des Rieſen Ravana, Königs zu Lanka und ſeiner Genoſſen, welche ſogar den Indra bekriegten. Um ihn zu bekämpfen, entſchließt ſich Viſhnu, menſchliche Geſtalt anzunehmen, als Sohn des Daſharatha, Königs von Ayodhya.

Daſharatha hat von drei Gemahlinen vier Söhne; von der Kauſalya den Rama, von der Koika den Bharata und von einer dritten, deren Nahmen verſchiedentlich angegeben wird, noch den Lakſhmana, den Freund und Begleiter des Rama, und einen vierten, der Bharats Begleiter war. Daſharath will den erſtgebornen Rama feierlich zum Erben erklären und einſetzen. Aber Koika, die ihrem Gemahl große Dienſte erzeigt hatte, benutzt ſein ihr deshalb gegebenes Verſprechen, jede Bitte zu erfüllen, die ſie an ihn thun würde. Sie begehrt, daß Rama auf zwölf Jahre verbannt, Bharat aber an ſeiner Stelle zum Erben erklärt werde.

Hier beginnt Narada's Erzählung, die zugleich eine gedrängte Inhaltsanzeige des ganzen Gedichts iſt. Damit die Menge der Nahmen und in engen Raum zuſammengehäuften hiſtoriſchen Anſpielungen die Aufmerkſamkeit nicht zu ſehr verwirren, ſetzen wir den Hauptfaden der Geſchichte voran, mit Weglaſſung aller Nebenumſtände.

Rama geht in den Wald, wohin ihm ſein treuer Bruder Lakſhmana und ſeine geliebte Sita folgen. Der alte Daſharatha ſtirbt vor Gram; nach ſeinem Tode wird Bharata der einmahl gemachten Anordnung des Vaters gemäß zum Königthum berufen. Er will es aber nicht annehmen, ſondern geht in den Wald zu Rama und bietet dieſem das Reich an. Rama verweigert es und bewegt den Bharat zurückzukehren, der dann die Regierung antritt und zu Nandigrama ſeinen Hof hält.

Rama irrt ferner in der Wildniß umher und fängt nun an, die Rieſen zu bekämpfen, wozu ihm Indra's Waffen verliehen wer-

den. Er tödtet viele derſelben; Ravana, der Rieſenkönig zu Lanka, geräth darüber in Zorn und ſinnt auf Rache. Durch Liſt entführt er die ſchöne Sita, Rama's Geliebte; wobei er den wunderbaren Geier, den Wächter in Rama's Behauſung, tödtet. Als Rama den Leichnam desſelben beſtattet und verbrennt, läßt ſich eine weiſſagende Stimme aus der Flamme vernehmen, welche dem Rama andeutet, was er nun ferner zu thun habe.

Er verbündet ſich jetzt mit den beiden wunderbaren Waldmenſchen oder Affenhelden, Hanuman und Sugriva. Er tödtet, durch Sugriva's Rath unterſtützt, einen der furchtbarſten unter den Feinden, den mächtigen Bali. Hanuman ſchwimmt durch's Meer nach der Inſel Lanka, befreit Sita, tödtet viele Rieſen und verbrennt die Stadt Lanka. Dann geht er zum Rama und bringt ihm die frohe Botſchaft. Rama geht an den Strand des Meeres; Samudra, d. i. der Oceanus giebt ihm ſelbſt die Mittel an, die bekannte wunderbare Brücke nach der Inſel Lanka über's Meer zu ſchlagen. Er tödtet den Ravana und findet ſeine geliebte Sita wieder, hegt aber ein Mißtrauen, ob ſie ihm auch die Treue bewahrt habe. Sita beweiſt ihre Unſchuld durch die Feuerprobe. Alle Götter ſind hoch erfreut darob, und er eilt nun nach Nandigrama, wo die Brüder dann vereinigt herrſchen, und ferner in Freude und Herrlichkeit leben.

Es folgt eine kurze Schilderung von der goldenen Zeit, welche die Menſchen unter Rama's Herrſchaft jetzt verleben, und eine Weiſſagung, wie lange dieſelbe noch dauern wird.

Was die vielen andern Nahmen von Helden betrifft, die außerdem noch in der Erzählung vorkommen, ſo begnüge man ſich zu wiſſen, ob es Freunde und Bundsgenoſſen des Rama, oder Gegner und Feinde desſelben ſind, welches allemahl aus dem Zuſammenhange klar iſt. [10])

---

[10]) Ich habe überhaupt dieſe Blätter nicht durch Erklärung ſolcher Nahmen und Dinge anſchwellen wollen, die ſchon in andern Büchern erklärt worden ſind. Diejenigen, welchen die indiſche Literatur und Mythologie noch fremd iſt, können in mehreren bekannten Büchern der Art leicht das Nöthige darüber finden.

Narada fährt alſo in ſeiner Rede fort:

Nun dieſen tugendbegabten, Rama, den wahrhaft wandelnden
Trefflichen Erſtgeborenen, Daſharatha's geliebten Sohn, 44.
Seines Volks Hochbegünſtigten durch angeborner Anmuth Kraft,
Wollt' als des Reiches Erbherren erhöh'n der herrlich Strahlende.
Doch dieſer Weihe Feſt ſehend, bat die dem Koiki = Stamm entſproß,
Erſter Bitte Geſchenk nutzend, dieſe Bitte vom Könige: 48.
Daß Rama gleich verbannt werde, Bharata dann erhoben ſei.
Der König um des Worts Wahrheit, von des Rechts Banden feſt umſtrickt,
Verbannt den Seinen ſelbſt Rama, Daſharath den geliebten Sohn.

Jener ging nun, der Held, waldwärts, die Gelobung erfüllend gleich, 52.
All des Vaters Befehlsworte, wie es der Koika Haß bewirkt.
Nach wandert da dem Fluchtwandrer Lakſhmana, eilend hin zu ihm,
Aus Liebe, der beſcheidnen Sinns wohl ein Freund, Freudengeber war;
Bruder war er des Bruders Luſt, bewährend edlen Bruderbund. 56.
Auch das geliebte Weib Rama's, ſtets geachtet dem Leben gleich,
Die von Janaka's Geſchlecht ſtammt, Maya [11]) der Göttin gleich an Werth;
Jeglicher Zierde reichbegabt, der Frau'n Erſte an frommem Sinn,
Schön und jugendlich ſie blühend, ſittſam wandelnd der Pflicht gemäß; 60.
Sita auch war gefolgt Rama'n, wie Rohini's Geſtirn [12]) dem Mond.

---

[11]) Die göttliche Täuſchung, woraus die Welt der Erſcheinung entſpringt. Man könnte es auch ohne Perſonification geben: „einer Göttererſcheinung gleich.“

[12]) Eine weibliche Sterngöttin, die der Mond liebt, in deſſen Nähe ſie immer weilt.

Ihn begleitet des Volks Menge, auch Daſharath der Vater weit;
Bei Sringaver am Rand Ganga's trennt er von ſeinem Sohne ſich.
Zu Guha geht der gerechte, Niſhadha's [13]) werthem Könige. 64.
Mit Guha nun vereint Rama, mit Lakſhmana, mit Sita auch,
Nach Ganga's Lauf, in Freud' allſtets, hin zum Walde da wandern ſie.
So von Walde zu Wald fahrend, den Strom durchſchreitend mächt'ger Fluth
Bharadvaja's [14]) Geheiß folgend, geh'n ſie auf Chittrakuda's Berg. 68.
Frohe Sitze hier gleich machend Lakſhmana der frohſinnige,
Wohnt da mit Sita zugleich dann Rama, der hochgeliebte Mann;
Göttlich nach Art der Gandharven [15]) ſiedeln die nun allda mit Luſt.
Als die drei auf dem Chittrakud ſelig vereinet, glänzt der ſo 72.
Wie erſtiegen der Berg Meru vom Voiſrivan und Shankar [16]) einſt.
Da nun Rama am Berg weilte, ſchmerzgequält um den Sohn, der Fürſt,
Ging er auf, König Daſharath, zum Himmel, klagend noch den Sohn.
Nach deſſen Hingang Bharata, durch der Prieſter Vaſiſhta's [17]) Wahl 76.

---

[13]) Den Nahmen Niſhadha trägt ein Gebirge, unmittelbar im Süden von Ilavratta, und im Norden der Himâla-Kette.

[14]) Einer der großen Riſhi's, oder heiligen Altväter der Urwelt.

[15]) Die Gandharven ſind die guten und ſeligen Luftgeiſter, Genien der Muſik.

[16]) Beinahme des Siva; Voiſrivan iſt Kuvera, der Gott des Reichthums. Die Erſteigung des Berges Meru iſt eine ſeiner berühmteſten Thaten.

[17]) Einer der großen Riſhi's, nach dieſer Sage Haupt der Prieſter im Königreiche Ayôdhya.

Berufen gleich zum Königthum, will nicht König ſein, groß geſinnt.
Zu dem Wald ging der Held fürder, Rama's Fuß zu verehren wohl,
Eilend ging er zum Rama hin, zeigend, wie er beſcheidnen Sinns.
Als Bharata, der großmüth'ge, aus der Stadt ſchnell enteilt nun war, 80.
Zum Bruder Rama ſo bittend, offenbart er ſein hohes Herz:
„Ergreif' das Reich, Du Gerechter!“ — war das Wort, ſo er Rama ſagt.
Als er's bedacht, anflehend ihn, will er das Reich nicht, groß=geſinnt,
Auf deß Schuhe Verzicht leiſtend [18]) wieder und wieder auf das Reich, 84.
So ließ den Bharata alsdann heimkehren er, der älter war.
Der, als er nicht den Wunſch erreicht, des Rama Schuh [18]) ergriffen hat,
Zu Nandigrama dann Hof hielt, Rama's Rückkunſt noch wün=ſchend ſtets.
Als gegangen nun war Bharat und der ſelig, der Sinne Herr, 88.
Rama, nochmahls geſeh'n wieder von der Stadt und dem Volke war,
Hat nach der Rückkunſt alsbald er gen Dandaka ſich hinge=wandt,
Zu dem mächtigen Wald dringend, Rama der lotosäugichte,
Erſchlug den Rieſen Viradha, kam den Sharabha dort zu ſeh'n, 92.

---

[18]) Es iſt nicht bloß gemeint, daß er ihm verehrend zu Füßen gefallen ſei, wie v. 78, ſondern es iſt zugleich in dieſen Verſen eine Anſpielung auf den ſonderbaren Umſtand der Geſchichte enthalten, der bei Roger vorkommt, S. 261 der deutſchen Ausgabe; daß nähmlich, da Rama den Thron nicht annehmen wollte, Bharata ſeine Schuhe von ihm begehrt habe, damit er denen dienen möge, bis Rama wieder käme.

Den Sutikſchna und Agaſtya [19]), Agaſtyas Bruder auch ſodann.
Nun des Agaſtya Wort folgt' er, ergriff des Indra [20]) Pfeilgeſchoß,
Das Schwert auch, der hoch beglückte, die Bruſt und Herz durchbohrenden.
In dem Wald nun, wo Rama war, vereint mit Waldbewohnenden, 96.
Kamen all zu ihm die Heiligen, auf Tod ſinnend der Rieſenbrut,
Als die herrlichen Altväter Dandaka's Wald bewohneten.
Ihrem Bruder allda vereint, wohnte in Janaſthana auch
Mißgeſtaltet Shūryanakā [21]), Rieſin in Liebeswuth entbrannt. 100.
Als auf Shūryanakā's Rathſchlag all herankam das Rieſenvolk,
Hat den Khara und Dūſhana den dreiköpfichten Rieſen da,
Wohl bezwungen im Kampf Rama, er allein all das Rieſenvolk;
Nächſt jenen all ihr Kriegsheer auch, vierzehntauſend wohl an der Zahl. 104.
Als der Rieſe die Schlacht vernahm, deß Lob drei Welten ſchon gehört,
Hohen Ruhms, Ravana hieß er, ſchöngeſtaltet und mächt'ger Kraft,
Rieſenkönig und ſtarker Held; Ravana, hohen Zorns entbrannt,

---

[19]) Ein Brahmin der Vorzeit, der als Heiliger verehrt wird. Sharaba iſt ein fabelhaftes achtfüßiges Thier auf den Schneebergen der indiſchen Alpen.

[20]) Indra, als König der guten Geiſter, iſt in dieſer ſo wie in allen Menſchwerdungen des Viſhnu deſſen treuer Bundsgenoſſe und Freund. Auch die Riſhis ſtehen auf ſeiner Seite.

[21]) Shuryanaka, die Schweſter des Rieſen Ravan: die gleich darauf benannten Rieſen, Khara und Duſchana ſind Brüder des Ravan.

Berufte ſich zum Kampfhelfer er den Rieſen Maricha dann.
Oft gewarnt noch ward Ravana vom Maricha, der zu ihm ſprach:
„O nicht Zorn wider den mächtgen, Geduld, o Ravana, hege du.“ —
Vernommen hat wohl die Rede Ravan, aber zum Tod beſtimmt,
Ging er ſo mit Maricha nun, nach des Rama Behauſung hin.
Als ſeine Trugliſt [22]) nun weit erſt des Königs Söhne hat entfernt,
Ging Ravan dann hineindringend, ergriff die Götterkindern gleicht,
Rama's geliebtes Weib Sita, tödtend den Geier Jayayuſh.
Als den Geier nun todt ſahe, das wohl treffliche Weib geraubt,
Raghu's Sohn, von dem Schmerz tobend, weinen begann er, Sinns beraubt;
Hat verbrannt dann zu Kakutſtha den Geier Jayayuſh darauf,
Kabandha'n [23]) dann erblickt furchtbar, Danu's Sohn den gewaltigen.
Den im Grimm dieſes Zorns wüthend, den Kabandha den ſchrecklichen,
Erſchlug er, verbrennt mit Gras ihn. Da wird ein Wunderweſen d'raus,

---

[22]) Die Liſt war folgende: Er verwandelte einen der Seinigen in einen ſchönen goldnen Hirſch, und machte, daß Sita ihn erblicken mußte. Sie ward lüſtern darnach und bat den Rama, daß er ihn fangen möchte. Die Brüder jagten ihm nach, aber der Hirſch entfloh. Während ſie entfernt waren, trat Ravan in der Geſtalt eines büßenden Sannyaſi zur Sita und begehrte Almoſen von ihr, wo er ſie dann mit Gewalt ergriff und nach Lanka führte.

[23]) Kabandha, dem der Kopf abgehauen iſt, ein Beinahme des Rahu, jenes Rieſen-Drachen, deſſen Haupt Viſhnu vom Rumpfe trennte, wo

Und ſprach alſo den Rama an: „Zur Shavari [24]), die tugendſam;
„Zur Shavari, der heiligen, dahin geh, Du von Raghu's Stamm!“ —

Deß Worten iſt gefolgt Rama; ſchuldlos mit Lakſhmana zugleich 124.
Ging er hin, der ſo hoch ſtrahlte, zur Shavari, der Siegerheld.
Und geehrt hoch von Shavari, Rama, Daſharaths eigner Sohn,
Kam zuſammen am Rand Ganga's er mit dem Waldmann Hanuman,
Kam des Hanuman Rath folgend, mit Sugriva zuſammen auch. 128.
Dem Sugriva hat dieß alles Rama's Affe ſodann erzählt,
Wie von Anfang geſcheh'n ſolches, auch Sita's hohe Tugenden.
Sugriva, da er dieß alles gehört, Rama's Geſchick und Art,
Da macht er Freundſchaft mit Rama, hat beim Feuer gelobt den Bund. [25]) 132.
Darauf vom König der Affen ward im Geſpräch, vom ſchrecklichen,
Kund ganz all das gethan Rama'n, mit Demuth und mit Trauer auch.
Abrede mit dem Raghiden ſchloß er ſodann zu Bali's Tod.
Der Affe d'rauf verkündete Bali's Kraft, des gewaltigen; 136.
Für Rama, ob der Kraft Bali's, war Sugriva von Furcht erfüllt.

---

aber das Haupt und der Drachenſchweif, weil jenes Ungeheuer unſterblich war, abgeſondert fortlebte, und an den Sternenhimmel verſetzt, jetzt die Sonnen- und Mondfinſterniſſe verurſacht.

[24]) Welchen Theil dieſe an der Geſchichte habe, iſt aus dem Zuſammenhange nicht klar.

[25]) Ein heiliger Gebrauch, das Bündniß deſto mehr zu bekräftigen.

Liebevoll für den Raghiden hat ihm Sugriva da gezeigt
Dundubhi's mächtigen Körper, der groß wie ein Gebirge war [26])
Fußſtoßend Dundubhi's Körper warf er wohl hundert Meilen weit, 140.
Spaltend ſodann der See'n ſieben mit dieſes ſcharfen Pfeiles Kraft;
Der Berg Raſātalan [27]) wurde der Freundſchaft Stätt' und Heimath da.
Und nun faßte zu deß Freundſchaft ein Vertrauen der Affenfürſt,
Sugriva, der hohe Waldmenſch, reicht an der größten Freude Ziel. 144.

Als mit dem Affenkönig nun Bündniß gemacht der ſtarke Held,
Da entſtand Lieb' und Neigung auch eines zum andern dieſen zween.
Als den Bundseid ſodann vollbracht, der Manns- und der Affenfürſt,
Ging mit dem Rama er zugleich nach Kiſhkindha, der Heimath hin. 148.
Alsbald rief Hari, [28]) den großen, Sugriva's Donnerſtimme an,

---

[26]) Das Folgende geſchieht vom Sugriva wohl, um den Rama zu prüfen, ob er auch ſtark genug ſei, den Vali zu beſiegen; Vali iſt des Indra Sohn, und ſteht auf Ravans Seite. Von Dundubhi werden in Wilſons Wörterbuche mehrere Bedeutungen angegeben: 1) Eine große Keſſeltrommel; 2) iſt es ein Beinahme des Waſſergottes Varuna; 3) iſt es der Nahme eines Daitya, oder Rieſendämon.

[27]) Raſātalan iſt der Nahme der ſieben unterirdiſchen Gegenden oder des unterirdiſchen Reichs der andern Daityas, und auch des Vali. Im V. 141. iſt mir der Sinn nicht ganz klar.

[28]) Beinahme des Viſhnu, der um Beiſtand gegen den übermächtigen Rieſen herbeigerufen wird.

Auf den Ruf, der ſo mächtig ſcholl, kam dann Hari, der König, gleich.
Wohl nachfolgend darauf dem Ruf, [29]) kam er zu dem Sugriva hin;
Und es tödtet Rama jetzt Bali'n mit einem einz'gen Pfeil. 152.
Als auf Sugriva's Geheiß nun Bali erſchlagen war im Kampf,
Da gab dieß Königreich Rama, übertrug es Sugriva'n ganz;
Der dann die Affen all ſammelnd, er der Herrſcher der Affen war,
Hat feſtgeſtellt des Reichs Ordnung, Janaka's Kind [30]) zu ſeh'n gewillt. 156.

Des Geiers Rath befolgend nun, ging Hanuman der Aff' hervor,
Hundert Meilen wohl weit ſchwimmend, fuhr er kühn durch der Fiſche Reich.
Darauf ankommend zu Lanka, der vom Ravan erbauten Stadt,
Erblickt' er Sita trauervoll wandeln dort in Aſhōka's Hain, 160.
Machte kund ihr die Botſchaft gleich, machte kund ihr die Rückkehr auch,
Empfing die Gegenbotſchaft dann, tödtend des Südens Rieſenvolk.
Fünf erſchlug er, der Heerführer, Triſuta'n dann zum ſiebenten, [31])
Den jungen Akſhan zerſtückend, dann auf Grahana ſtürzt' er hin, 164.
Der mit dem Schwert ſich ſelbſt frei macht, als er des Ahnen Mörder ſah.
Der Held, dem Rieſenvolk zürnend, hat's all vollbracht nach ſeinem Wunſch.

---

[29]) In dieſem Vers war die Lesart meines handſchriftlichen Textes ſehr unklar, ich habe nur unbeſtimmt nach dem Zuſammenhange überſetzt.

[30]) Sita.

[31]) Vielleicht wird Akſha als der ſechſte gezählt, da Grahana nicht von ihm getödtet wird, ſondern ſich ſelbſt umbringt.

Nun anzündend die Stadt Lanka, ſah er Moithila, [32]) wieder auch
Seines Leibs da gepflegt hat er, kehrte heim dann der AffenFürſt. 168.

Der nun kommend zum großmüth'gen, hat den Rama zuerſt begrüßt,
Verkündete ſodann gleich ihm: „Gefunden hab' ich Sita nun!“ —
Sugriva'n nahm er mit ſich d'rauf und ging hin zu des Meeres Strand,
Das Weltmeer höhlt' er alsbald aus durch ſonnengleicher Pfeile Kraft, 172.
Durch die That zeigend, daß ſelber das Weltmeer Rama'n dienend ſei;
Samudra's [33]) Rath ſodann folgend, hat er dort Nala's Brück' erbaut,
Ging dann auf der zur Stadt Lanka, erſchlug den Rieſenkönig dort.
Rama, als Sita gefunden, ward der höchſten Beſchämung voll. 176.
Der nun ſagte darauf Rama vor den Menſchen da Schmähungen;
D'rob unwillig beſtieg Sita ſodann die Flamme treugeſinnt. [34])
Als durch des Feuers Zeugniß nun kund ward, daß Sita ſchuldlos war,
War erfreut ob der großen That das Weltall, was da geht und ſteht, 180.
Zuſammt allen den Altvätern, Rama des hochgeſinnten That.
Der nun ſetzte dann zu Lanka den Rieſen Vibhiſhana ein. [35])

---

[32]) Ein Beinahme der Sita, welche in Mithila geboren war.

[33]) Das perſonificirte Weltmeer, der Gott Oceanus.

[34]) Sie reinigt ſich von dem Verdacht der Untreue durch die Feuerprobe.

[35]) Ein Bruder des Ravana, der aber dieſen gewarnt und ermahnt hatte, dem Rama, der ein Gott ſei, die entführte Gemahlin wiederzugeben, und der, als Ravana ſeiner Warnung kein Gehör gab, auf die Seite des Rama übertrat.

Als dieß vollbracht, ſodann Rama, frei von Schmerzen erfreut er ſich,
Durch die Götter gewährt Wunſches, fort nun ſandt' er die Affen all.
Der That ſich die Götter freuend, kamen all zu Indra's Burg,
Auch die heiligen Altväter, die verehrt der Raghide nun,
Ward von den hochzufriedenen, all den Gottheiten, hochgeehrt.
Da dieß vollbracht, ſodann Rama naht der Wonn' und der Freude ſich,
Durch die Götter gewährt Wunſches, da er Sita gefunden hat,
Schwang auf den Blumenwagen [36]) ſich, nach Nandigrāma kam er dann.
Nandigrāma, wo nun wohnte mit den Brüdern des Raghu Sohn,
Rama, der Sita gefunden, auch erlangt hat das Königthum,
Opfert nach mannichfaltigem Brauch, erſchlug den Lōkakandaka,
Freuend der ſchönen Sita ſich [37]), ſelig mit der Freundin vereint.
Nun führt er vatergleich ſorgend jener glücklichen Völker Schar
Ayōdhya's ſeliger Herrſcher, König Daſharaths eigener Sohn.

Freudig iſt nun die Welt, ſelig, zufrieden, ſtark, dem Rechte treu.
In Luſt und frei von Schmerz ruhend, ſo von Haß als von Sehnſucht fern.
Des Sohnes Sterben ſieht keiner dieſer glücklichen Menſchen je,
Die Frauen, ſo im Witwenſtand, ſind den Gemahl zu ehren froh.
Kein lufterzeugtes Schreckniß giebt's, keine Fluth tilgt die Lebenden,
Kein feu'rerzeugtes Schreckniß giebt's, wie in der goldnen Zeit ſo hier.

---

[36]) Puſhapkan, ein wunderbarer Götterwagen des Kuvera.

[37]) Sitaya ramaya — — reme; eine von den vielen Stellen, wo die Verwandtſchaft der gebrauchten Worte mit dem Nahmen des Helden Rama der von derſelben Wurzel ſtammt, einen neuen Reiz giebt.

Witwen in ſeinem Reich giebt's nicht, nichts Herrenloſes, Thoren nicht;
Unglücklich, elend iſt keiner, noch durch Krankheit ein Menſch gequält. 204.
Roſſe in Hundertzahl opfernd, des Goldes Fülle noch dabei,
Und Kühe hundert Tauſende, unzähl'ge wird er geben noch.
Viel Jahre wird ſein Königreich Rama ferner verwalten noch,
Die vier Stände der Erdwelt hier nach Recht feſt gründen jeglichen. 208.
Wenn nach zehntauſend Jahren einſt, dazu zehnhundert Jahre noch,
Rama ſein Reich verlaſſen hat, wird er aufgeh'n zu Viſhnu's Welt.

Der iſt der tugendvollkommne, Geſetzgeber, beglückt im Sieg,
Nach dem Du fragteſt, Valmiki! Rama iſt der vollkommne Mann. 212.

Als Narada'n gehört hatte Valmiki, alſo ſprach er da:
Die Tugend, Heil'ger! klar machſt Du, die der Sterbliche ſchwer ergreift.
Der mit der Tugend all begabt, Rama, zu dem hinſchreit' ich gleich. [30])
Ob der unſterblichen Kunde, die des Ruhms Heldenkraft vermehrt. 216.
Wer dieſe Thaten Rama's lieſt, der wird all' ſeiner Sünden frei;
Mit Sohn, Enkel, und all Seinen, wird der Mann frei von Unglück ſein.
Wer den Ramayan bloß hörend bis zu dem Ende ganz vernahm,
Wer da lieſ't nur bis zur Mitte mit Andacht glaubensvoll dieß Buch; 220.

---

[30]) In der erſten Hälfte des Verſes 215 iſt die Lesart undeutlich; der Sinn und Zuſammenhang des Ganzen iſt jedoch klar. Der 216te Vers gehört unſtreitig noch zu dem, was Valmiki ſagt. Der fernere Schluß iſt wieder ein Spruch zum Lobe des Gedichtes ſelbſt.

Es fruchtet dem Wiedergebornen [30]) Weisheit, den Edlen mit
herrlicher Herrſchaft lohnend;
Dem Kaufmann ſoll reinſten Gewinn es bringen, und hört's
ein Knecht gar, wird auch der veredelt.

Brahma's Beſuch.

Der Inhalt dieſes Stücks iſt folgender. Valmiki bereitet ſich durch fromme Reinigungen in der Einſamkeit des Waldes zu ſeinem großen Werke vor. Er ſieht ein liebendes Paar von Reihervögeln; das Männchen wird von einem wilden Menſchen erſchlagen. Die Trauer der Zurückgelaſſenen erregt Valmiki's Mitgefühl, und da er in Nachdenken darüber verſinkt, iſt der Ausbruch ſeiner Klage ein metriſcher Spruch. Mit Erſtaunen wird er es gewahr und theilt ſeinem geliebten Schüler die gemachte Entdeckung mit. Brahma erſcheint ihm, freut ſich über einen neuen Beweis, den Valmiki von der ſo eben entdeckten Verskunſt ablegt, und fordert ihn abermahls auf, das große Werk des Ramayan zu beginnen. Zum Schluß preiſen die Lehrlinge noch die Erfindung des indiſchen Versmaaßes oder des Shlôka.

Dieſe mythiſch bedeutende Erzählung von dem Tode des Reihervogels wird nur ganz im Vorbeigehen berührt. Merkwürdig iſt es, daß in dieſem Mythus vom Urſprunge der Dichtkunſt alle Wunder der rieſenhaften Vorwelt als ſchon vorhanden und geſchichtlich gegeben betrachtet, Metrum und Poeſie aber aus der ſanften Stimmung eines ſolchen zarten Mitgefühls mit den leidenden Naturgeſchöpfen hergeleitet werden.

Als die Rede gehört hatte von Narada, der herrlich ſprach,
Valmiki mit ſammt dem Lehrling, hohes Staunen ergriff ſie da.
In Gedanken nun bringt Rama'n Ehre der hohe Seher dar;

---

[30]) Dvija, der zweifach — einmahl natürlich, das andremahl geiſtig — Geborne; gewöhnliche Bezeichnung des Brahminen. Nach der Verſchiedenheit der vier Stände iſt auch der Lohn verſchieden, der dem Leſer des Ramayan verheißen wird.

Sodann zuſammt dem Schüler auch gleicher Weiſe der Seher Fürſt 4.
Ehre darbracht' er frommdenkend Altvater Narada'n darauf.
Als von ihm war verehrt worden Altvater Narada darauf,
Deß Fragen gegenbelehrend, ging er auf zu der Himmelsburg.
Jener, gleich als gegangen Narada war zur Götterwelt, 8.
Nach Tamaſa's Geſtad' ging er, Valmiki, aller Seher Haupt.
Als das Geſtad' erreicht hatte, der große Seher, Tamaſa's,
Sprach zum Schüler er neben ſich, den Ort ſehend von Flecken rein.
Frei von Flecken iſt dieß Aſyl, deß Stifter Bharadvaja war, 12.
Ganz rein iſt's, wohl gelegen auch, wie der Rechtſchaffnen Urtheil iſt;
Dieß Heiligthum, das Gleichmuth wirkt, iſt auch heilſamer Waſſer reich.
Hier will vollzieh'n das heil'ge Bad' ich in Tamaſa's Fluthen nun.
Bring das Gewand von Baumrinde [1]) ſchnell hierher aus der Hütte mir. 16.
Daß nicht lang dauernd die Zeit ſei, darauf denke, mein edler Freund!
An Tamaſa's geweihtem Ort hier will vollzieh'n ich das heil'ge Bad.
Dieſes mein Wort vernehmend, wollſt du hingeh'n in ſchneller Eil!
Nach des Meiſters Geheiß eilend kam zurück aus der Hütte der, 20.
Das Baumgewand hervortragend, ſeinem Meiſter da zeigte er's.
Als nun das in der Hand brachte, hin der Schüler ihm reicht das Kleid,
Er in der Fluth das Bad vollbracht, den Betkranz abgebetet fromm,
Nach dem Gebrauch verſöhnt hatte ſprengend der heil'gen Ahnen Geiſt, 24.

---

[1]) Die gewöhnliche Tracht der Einſiedler.

Da durchwandelt umherſchauend er nun Tamaſa's ganzen Wald.
Als am Geſtade Tamaſa's ſolcher nun ſorglos wandelte,
Erblickt' er dort ein Paar liebend von Reihern, froh und hold zu ſeh'n.
Von dieſem Paare den Einen, weil das andre es kommend ſah, 28.
Erſchlug unerbittlich mordend der Jagdmann [1]) vor dem Seher dort.
Als wundenvoll im Blut wälzen den Geliebten am Boden ſah
Das Weibchen, wehklagt voll Schreck ſie und geberdet ſich jammervoll.
Als nun erſchlagen den ſahe vom Jäger in Andajan's Hain, 32.
Sammt dem Lehrling der Einſiedler, da ergriff ein Erbarmen ihn.
Dann ſein Mitleiden darſtellend, begann er ſo und ſprach dieß Wort:

„O weh, daß von dem grauſamen Waldmenſchen, der ſo arm an Geiſt,
Dieſe unrühmliche That hier, der Welt Abſcheu, geſcheh'n mußte!" 36.
Mit Seufzen klagend das Thierchen, das kläglich weinte, ſang er dieß:

„O Weidmann! wohl nicht lang lebſt du, noch erreichſt hohe Jahre du,
Weil aus dem Reiher-Paar Einen, in Liebe trunknen, du erſchlugſt."

Als er geſagt dieß Wort hatte, ward tief denkend darnach er gleich. 40.
„In dem Schmerz dieſes Mitleidens, was war dieß, das mir da entfuhr?"

---

[1]) Niſhada bedeutet einen verwilderten Menſchen, der ſich von Fleiſch nährt und von der Jagd lebt. Zunächſt iſt Niſhada ein Menſch von gemiſchtem Stamm, aus der Verbindung eines Brahminen mit einem Shudraweibe entſproſſen; da aus ſolcher Mißheirath und Vermiſchung der Kaſten nach indiſcher Anſicht der Dinge alle Verwilderung der Lebensart hervorgeht und ihren Urſprung genommen hat.

Ein Weilchen nun daran denkend, laut dann ſagend den Klageſpruch,
Spricht zum Schüler, der bei ihm ſtand, Bharadvaja'n er dieſes Wort:
„Weil gegliedert in vier Füßen, den Spruch vollzähl'ger Sylbenzahl,
Ich jetzt ausſprach, im Leid klagend; d'rum wird Lied *) dieß von nun an ſein."
Als dieſes Wort der Lehrling hört, des Einſiedlers vollkommnen Spruch,
Da ſtimmt er bei, es annehmend und zeigt wie er den Meiſter liebt.
Zuſammen dann im Geſpräch redend, er und auch der ſein Lehrling war,
Dem Fall nachdenkend, heimkehrten zu der einſamen Hütte ſie.
Dem nachfolgte demüth'gen Sinns, Bharadvaja dem Seherhaupt,
Den angefüllten Krug tragend, ſchritt er hinter dem Seherfürſt.
Da nun d'rauf in der Hütt' ankam mit dem Lehrling der weiſe Mann,
Stieg auf den Seſſel er, ſank dann tief in Nachdenken trauervoll.
Aber jetzt zu der Hütt' ankam Brahma, Ahnherr des Weltenalls und Haupt,
Selbſt lebend durch ſich ſelbſt, ſelig, zu ſchau'n den hohen Heiligen.
Als ihn erblickte Valmiki, ſchnell erhebt er ſich ehrfurchtsvoll,
Anzubeten ſich hinſtellend, ſtand er da hohen Staunens voll;
D'rauf mit dem Sitz ihn bedienend, mit Fußwaſchung und Sandelholz,
Nach dem Gebrauch ihn anbetend, begrüßt er dann mit ew'gem Heil.

---

*) Das Wortſpiel zwiſchen Shöka und Shlöka habe ich durch das deutſche Leid und Lied auszudrücken geſucht.

Als aufgeſtiegen nun Brahma war auf herrlichen Ehrenſtuhl, 60.
Hieß er alsbald den Valmiki, ſich ſelbſt auch nehmen einen Sitz;
Dieſer beſtieg ſofort ſolchen, der Welt Ahnherrn im Angeſicht.
Als dieß geſcheh'n, im Geiſt wurde Valmiki's Denken hingewandt,
Auf das Weibchen, die im Schmerz klagte und er ſang dieſen Liedes-Spruch 64.
Mitleiderfüllt im Geiſt wieder, der wohl Hülle des Leides war:

„Unthat wirkt er, der ſchlimm dachte, grimmvoll, ganz ohne weiſen Geiſt,
Daß dieſen Vogel, den zart ſchönen, er erſchlug durch der Hölle Trieb!“ —

Ihm nun ſagte darauf Brahma, lächelt den hohen Seher an: 68.
„Was war dieß, was Du, Hochheiliger! da ſprachſt klagend des Reihers Tod?
Einen Spruch haſt zum Lied ordnend in dem Klagworte Du geſagt;
Seher! durch des Geſangs Göttin, durch Saraſvati das entſprang.
Rama's Leben und Thaten all bilde Du, hoher Heiliger! 72.
Der rechtgeſinnt und voll Tugend, Rama vor allen tief von Geiſt,
Rama's Kunde der Ordnung nach, wie ſie Dir ſagte Narada;
Was verborgen, was klar offen vom Schickſal dieſes hohen Geiſt's,
Rama's ſelbſt, ſeiner Kampfbrüder, die Thaten all' des Rieſenvolks, 76.
Dann der Gemahlin *) Leidkunde, enthülle in des Tages Glanz!
Dieß ſoll nun wohl bedacht alles, klar erkannt werden Deinem Geiſt;
Der Frau Kunde, des Reichs Schickſal, ſammt König Daſharath zumahl,
Was gethan, was geſagt worden, was Zweck war, was erfolgte d'rauf. 80.
Noch ſoll irgend da Fehlrede im Gedicht Dir zu finden ſein.
Rama's göttlich Gedicht bilde, wo des Lieds Maaß das Herz erfreut!

*) Vaidehya ſtand nach dem Text in der frühern Ausgabe, welches ein Beinahme der Sita iſt.

So lang der Berge Haupt ſteh'n wird und auf Erden der
Flüſſe Lauf,
So lang wird der Ramayan auch weit hinwandeln die Welten 84.
durch;
So lang als das Lied Ramayans wird hinwandeln die Welten durch,
So lang ſollen Dir, Sitz geben hoch und tief, meine Welten all."
Als dieß Brahma geſagt hatte, da entzog er ſich ihm und ſchwand;
Valmiki mit dem Lehrlinge waren da hohen Erſtaunens voll. 88.
Deſſen Lehrlinge allſammt, dann den Spruch ſangen, der alſo heißt,
Mit lauter Stimme voll Freude riefen ſie, oft erſtaunend aus
„Durch den Spruch, der im Gleichmaaße vier Füße faßt, den
kühn der Geiſt
Sagte bebend dem Mordſchreckniß, ward aus Leid Lied, ent= 92.
ſprang der Vers." —
Deſſen Kunſt nun entſtand damahls durch Valmiki, den Denkenden:
„Ganz will ich ſo das Lied Rama's bilden in der Geſanges=Art."
Recht, Lieb' und Schön' im Lied' einend, das ſo reich wechſelt,
viel umfaßt,
Dem perlenvollen Meer gleichend, den Saft haltend der Schrif= 96.
tenwelt. [5])
In Füßen kunſtreicher Bedeutung, wonnevoll, das Lobgedicht
bildete d'rauf von Rama der,
Die Füße des Spruchs wägend im Maaß, vom Ruhmes Held
ein Ruhmes Lied, dichtend der Seher
Geiſtes voll. [6])

---

5) Alle Blüthe der heiligen Schriften in ſich vereinigend.

6) Dieſes ſind die beiden erſten Sargas des Adikanda oder erſten Buchs, deren der Ramayan ſieben enthält. Die folgenden ſechs ſind: der Ayödhyakanda, von dem Königreich dieſes Nahmens; der Aranyakanda, von Aranya, der Wald, alſo vermuthlich die Begebenheiten während der Verbannung in der Wildniß; der Kiſhkindhakanda, von dem Ort, wo er mit den Affen zuſammenkommt; der Sundarakanda, von der Schönheit ſo benahmt, vielleicht wegen Sita; der Yuddhakanda, von Yuddha, Krieg; und endlich der Uttarakanda, oder das letzte Buch.

II.

Indiſche Kosmogonie.

Aus dem erſten Buche der Geſetze des Manu.

In dem wunderbaren Buche der Geſetze des Manu, dem älteſten indiſchen, das wir bis jetzt vollſtändig kennen, könnte man den Styl und Ton mehrerer Werke des Alterthums vereinigt finden. Ueberall, wo der Inhalt auf die Sitten geht, wird man an die ſinnreiche Einfalt und alterthümliche Seltſamkeit des Heſiodus erinnert; die kosmogoniſchen und philoſophiſchen Stellen haben einen Schwung, ähnlich dem des Lucretius, oder ſeines Vorbildes, des Empedokles; und oft findet ſich hier eine Erhabenheit von noch ernſterm und mehr ſtrengem Charakter, welcher den Jones zur Vergleichung mit der moſaiſchen Urkunde veranlaßt. Auch in der Sprache iſt die Alterthümlichkeit und der Unterſchied von der des Mahabharat ſehr merklich.

Wir erinnern zuvor, daß in Jones Ueberſetzung alles, was mit andern Lettern gedruckt iſt, Scholien ſind, die es wohl beſſer geweſen wäre, nicht in den Text ſelbſt aufzunehmen. Aber auch außerdem iſt Jones Ueberſetzung zuweilen erklärend und ſchärfer beſtimmt als die Urſchrift. Denn ſo metaphyſiſch die Sprache derſelben ſchon durchgehends iſt, ſo iſt doch oft eine kühne Bildlichkeit unter die abſtracteſten Begriffe gemiſcht, und wenn in einigen Stellen die Entwicklung ganz deutlich und klar iſt, ſo herrſcht in andern wieder eine faſt räthſelhafte Kürze und Abgeriſſenheit. Ich habe mich bemüht, alles grade ſo unbeſtimmt, ja ſo geheimnißvoll zu laſſen, als es in der Urſchrift war, um dem Leſer den Eindruck derſelben ſo rein als möglich wiederzugeben.

Es ſind nur diejenigen Stellen aus dem erſten Buche hier ausgehoben, welche die Kosmogonie betreffen. Der Gang der Gedanken iſt folgender. Im Anfang war alles Finſterniß; der Unbegreifliche, Selbſtſtändige erſchuf alles, es aus ſeinem eignen Weſen hervorziehend. Nun folgt das bekannte Bild vom Welt-Ei, das auch der ägyptiſchen Mythologie bekannt war. Dann folgt eine Dreiheit ganz geiſtiger Grundkräfte; aus dem unbegreiflichen Grund des ſelbſtſtändigen Weſens ging zunächſt der Geiſt hervor, aus dieſem die Ichheit; Atma, Mana, Ahankar. Alsdann folgen ſieben Naturkräfte; die große Weltſeele, die fünf Sinnlichkeiten oder Elemente und die Ausflüſſe, Matra, des urſprünglichen Selbſt, des Atma. Zuletzt kommt die ganze Mannichfaltigkeit einzelner Weſen und entgegengeſetzter Naturen, alle einem unabwendbaren Schickſale nach unerforſchlicher Vorherbeſtimmung unterworfen.

Mann ſpricht.

Einſt war dieß alles Finſterniß, unerkannt, unbezeichnet auch,
Nicht enthüllt noch, und nicht kennbar, als wie noch ganz in Schlaf verſenkt;
D'rauf dann der ſelig Selbſtſtänd'ge, der unenthüllt enthüllende,
Der Weſen Anfang, ſtets wachſend, war's, der wirkſam die Nacht zerſtreut;
Der nie durch Sinne zu greifen, unſichtbar, unbegreiflich ſtets,
Ein Allweſen, das undenkbar, und er ſelber in Wahrheit iſt.
Der nachdenkend, aus eignem Leib ſchaffen wollend der Weſen viel,
Waſſer erſchuf er da zuerſt, des Lichtes Saame ward erzeugt; [1])
Ein Ei war es wie Gold glänzend, leuchtend dem Tauſendſtrahler [2])
gleich.
In dem lebte durch eigne Kraft Brahma, Ahnherr des Weltenalls.

[1]) Das Verhältniß des Waſſers, des Lichtſaamens und des Ei's iſt nicht beſtimmt angegeben. Man denke es ſich etwa ſo: das Waſſer ward zuerſt hervorgebracht, in dieſem erzeugte oder regte ſich Lichtſaamen, der dann zu jenem glänzenden Ei zuſammenſchoß und ſich geſtaltete. Das Ei muß wohl als im Waſſer ſchwimmend gedacht werden.

[2]) Ein Beinahme der Sonne.

15*

In dem Ei ſaß nun nichts thuend ein Jahr lang jener Göttliche,
Selber dann durch des Geiſts Sinnen hat er das Ei entzwei getheilt.
Aus dieſen Stücken dann theilend bildete Erd' und Himmel er,
Mitten Luft und die acht Länder, der Waſſer Haus, das ewige.
D'rauf hervor aus dem Selbſt zog er den Geiſt, der iſt und nicht iſt auch; [3])
Aus dem Geiſt dann der Ichheit Kraft [4]), ſo ein Warner und König iſt.
Die große Seele zuförderſt, dreifacher Art [5]), die Weſen all,
Die der Sinn faßt, die Eindrück' all, die fünf Sinne [6]) allmählig auch.
So nun dieſer Gebild zarte, der ſechs Weſen gewalt'ger Kraft,
Mit des Selbſts Ausfluß [7]) durchdringend, bildet er alle Dinge dann.
Nun regen d'rauf die Beweger, die mächt'gen, ſich im Wirken all,

---

[3]) Manahſad'aſad'atmakan. Jones überſetzt erklärend: mind existing substantially, though unperceived by sense. Da aber im Bhagavatgita jener ſelbe Ausdruck auch in dem Sinne vorkommt, daß das Höchſte, wie nach der Neu-Platoniſchen Anſicht, ein über Sein und Nicht-Sein gleich erhabenes Weſen ſei; ſo habe ich es in der ganz wörtlichen Ueberſetzung unentſchieden laſſen wollen, ob dieſer oder jener Sinn hier Statt finde.

[4]) Ahankar, die Ichheit, hat in den indiſchen Schriften meiſtens eine üble Nebenbedeutung, als das der göttlichen Einheit und Gleichheit Entgegenſtehende und Widerſtrebende. Hier iſt dieß aber noch nicht der Fall, wie man aus den ihm beigelegten Eigenſchaften, „der ein Warner und König iſt,“ erſieht. — Es iſt wohl überhaupt der Grund des perſönlichen Daſeins darunter zu verſtehen, und es iſt merkwürdig, daß Manu, nah verwandt mit Mana, ſich ſelbſt nachher als zweiten und untergeordneten Weltſchöpfer nennt, der die ganze Mannichfaltigkeit der einzelnen Weſen hervorgebracht habe, nachdem Brahma zuvor die allgemeinen Grundkräfte der Natur erſchaffen hatte.

[5]) Alle Weſen, die nach den drei Gun's oder Eigenſchaften, der Welt der Wahrheit, des Scheins oder der Finſterniß angehören.

[6]) Die fünf Sinnlichkeiten; ſowohl die Gegenſtände und Naturkräfte, welche die Eindrücke der Sinne hervorbringen und veranlaſſen, als dieſe Eindrücke ſelbſt.

[7]) Atmamatraſu. Ob die Matra als Atome zu verſtehen ſeien, iſt eine

Wird aus zartem Gebild Geiſtes allen Seins Grund, der nie vergeht.
Von dieſen ſieben Grundkräften männlichen Wirkens geht hervor,
Durch ſterblichen Gebilds Ausfluß, aus dem Ew'gen Vergängliches.
Stets hat an ſich des Erſten Art, ihm nachfolgend, das andre ſtets;
So wie jeglichen Dings Stelle, alſo wird ſeine Art gerühmt.

All der Dinge Benennungen, Thaten auch, ſondernd jegliches,
Wie in des Veda Wort anfangs ſie beſtimmt, ſondernd bildet' er.
Tugendübende Gottheiten ſchuf er, ſo der Lebend'gen Haupt;
Gerechter Geiſter reinen Stamm, auch das Opfer von Ewigkeit.
Dann aus Luft, Feuer, Sonnenkraft, die Gottdreiheit, die ewige,
Milcht' er, des Opfers Vollendung, Rig, Yaju und Sam [8]) genannt.
Die Zeiten und der Zeit Theilung, Sterne und Irrgeſtirne auch;
Sammt dem Meer Ströme, Berghöhen und Ebenen und der Thäler Schlucht.
Andacht, Sprache und Luſt ſchuf er, Liebe, des Zornes Wuth demnächſt,
Zum Daſein dieſe Geſchlechter ſchaffen wollend und dieſe Welt.
Um zu ſondern die Thaten dann, hat er Unrecht von Recht getrennt;
Unterwarf all die Geſchlechter auch den Zweiheiten [9]) wie Freud und Leid.
Welcher Thätigkeit nun jeden hat der Schöpfer zuerſt vereint,
Dieſer von ſelbſt er nachtrachtet, immer wie oft er erſchaffen wird.
Heil und Unheil, Härt' und Milde, Recht oder Unrecht, Wahr und Falſch,
Was jedem er beſtimmt ſchaffend, das wird jedem von ſelbſt zu Theil.

---

wichtige Frage, aber wenigſtens in Manu's Geſetzbuch nicht mit Gewißheit klar.

[8]) Die Nahmen der drei älteſten Veda's. Der vierte wird in alten Schriften nicht genannt und deshalb für ſpätern Urſprungs gehalten.

[9]) Den Gegenſätzen, den ſtreitenden Kräften und Eigenſchaften.

Gleich ſo wie ſtets der Jahrs Zeiten, wandelnd im feſtbeſtimmten Maaß,
Selbſt durchwandeln ihr Ziel immer, ſo auch die Thaten ird'ſche Kraft.

Das folgende Stück handelt von dem Unglück des Daſeins und von dem ewigen Kreislauf der Dinge, dem ſteten Wechſel der bald neu erwachenden, bald wieder in Schlummer zurückſinkenden Grundkraft.

Manu redet.

Von vielgeſtaltigem Dunkel umkleidet, ihrer Thaten Lohn, [10])
Endes bewußt [11]) ſind all dieſe, mit Freud' und Leidgefühl begabt.
Die zu dem Ende hinwandeln, kommend aus Gott zur Pflanz' herab,
In des Seins ſchrecklicher Welt hier, die ſtets hin zum Verderben ſinkt.

Als dieß All hatt' und Mich erzeugt, der ſich undenkbar entwickelt ſtets,
Sank zurück in ſich ſelbſt wieder, Zeit mit Zeit nun vertauſchend Er.
Während nun iſt der Gott wachend, da regt ſtrebend ſich hier die Welt,

---

[10]) Alles Leiden, was nicht bloß dem Menſchen, ſondern jedem fühlenden Weſen in dieſem Leben hier widerfährt, iſt nach der indiſchen Lehre Strafe für die in einem vorigen Leben begangenen Verbrechen.

[11]) Antah ſanjna bhavanty etc. Jones überſetzt: **have internal conscience.** Die Zurückweiſung in dem folgenden Verſe: etad'antaſtu gataya, — „zu dem Ende hin, wandeln ſie" — mit Wiederhohlung desſelben Wortes ſchien mir dafür zu ſprechen, daß antah ſanjna gegeben werden müſſe: ſich ihrer Schranken, ihres Zieles oder Endes bewußt, im Gefühl der Endlichkeit, im Vorgefühl des Todes. Anta vereinigt im Indiſchen, ganz wie das lateiniſche finis, die Bedeutungen von Ende, Schranken und Ziel.

Doch wenn ruhigen Sinns er ſchläſt, ſodann ſchwindend vergeht
es all.
So lang ſelig nun Er ſchlummert, wankt der wirkenden Ird'-
ſchen Schar,
Von der beſtimmten That irrend, der Geiſt ſelber ermattet dann.
Wenn dann ganz ſie verſchlungen erſt im Grund jenes Erhab-
nen ſind,
Weil der, ſo alles Seins Leben, wohl ſüß ſchlummert, der
Kraft beraubt;
Alsbald geht er zum Dunkel hin, weilt lang da, ſammt der
Sinne Kraft,
Wohl nicht thuend, was ſeines Thuns, geht aus der ird'ſchen
Hüll' heraus.
Doch wenn aus eignem Stoff worden, den Keim deß, was da
geht und ſteht,
Er neu geſchaffen durchdringet, alsdann nimmt ird'ſche Hüll' er an.
So mit Wachen und Schlaf wechſelnd, dieß All, was ſich bewegt,
was nicht,
Bringt zum Leben er ſtets hervor, vertilgt es, ſelbſt unwandelbar.

Die folgende Stelle fügen wir noch hinzu, weil die Folge der Elemente und ihr Charakter deutlicher darin entwickelt iſt, als in der zuerſt angeführten. Manu hat nun ſchon dem Bhrigu die weitere Darſtellung ſeiner Lehre übertragen.

Bhrigu ſpricht.

Nach des Tags und der Nacht [12]) Ende beſinnt wieder Er ſich
vom Schlaf,
So beſonnen erſchafft er d'rauf den Geiſt, der iſt und nicht iſt
auch. [13])
Der Geiſt dann bildet die Schöpfung, wirkſam jetzt durch des
Schaffens Trieb;

---

[12]) Es iſt von großen Weltzeiten die Rede.

[13]) Siehe die Anmerkung 3.

Aus dem zeugt ſich dann Himmels Luft, die als Quell wird des
Schalls erkannt.
Aus der Luft [14]) nun Geſtaltswandlung wird, der rein alle
Düfte trägt,
Dann erzeugt, mächt'gen Windes Hauch, der Quell aller Berüh=
rung iſt. [15])
Aus des Windes Geſtaltswandlung geht hervor, ſo die Nacht
zerſtreut,
Strahlend im Glanze die Lichtkraft, ſo der Quell der Geſtalten
heißt.
Aus des Lichtes Geſtaltswandlung Waſſer, ſchmeckender Säfte
Quell,
Erd' aus Waſſer, des Geruchs Quell. So ſind erſchaffen die
zuerſt.

Zahlloſe Weltentwicklungen giebt's, Schöpfungen, Zerſtörungen;
Spielend wirket er dieß gleichſam, der höchſte Schöpfer für und für.

---

[14]) Akaſhan. Einige Europäer überſetzen dieſes fünfte Element der Indier wohl durch Raum. Da ihm aber hier, wie im Bhagavatgita dem Khan, die ſinnliche Eigenſchaft des Schalls zugeeignet wird, ſo iſt es wie Jones überſetzt, subtil aether.

[15]) Vayu, oder Windeskraft, der fühlbare Theil der Luft, dem die ſinnliche Eigenſchaft des Gefühls zugeeignet wird.

III.

Aus dem Bhagavatgita.

Der Gegenſtand des zweiten großen Heldengedichts der Indier, des Mahābhārat, iſt der Bürgerkrieg zwiſchen den Fürſten und Helden des Stamms der Mondskinder. Da die Veranlaſſung des Krieges und die Geſchichte desſelben auf das Verſtändniß der philoſophiſchen Epiſode, von der wir hier einige der wichtigſten Stücke geben, weiter keinen Einfluß hat, ſo übergehen wir dieſes. Nur um durch die vorkommenden Nahmen nicht verwirrt zu werden, bemerken wir einiges über die Genealogie.

Puru, der Sohn des Buddha und Enkel des Chandra, oder des Mondes, war der erſte Ahnherr des ganzen Stamms; Kuru, der König von Kurukſhetron, ſein Nachkomme, der zweite. Von ihm ſtammen beide Partheien her, zwiſchen denen der Krieg ſich auf Veranlaſſung der Draupati entſpann. Auf der einen Seite Bhiſhma, Dhritarāſhtra und all die ihrigen, welche hier wahrſcheinlich als die ältere Linie vorzugsweiſe die Kuru's genannt werden. Auf der andern Seite ſind die Söhne des Pandu die Hauptführer; einer derſelben von der Kunti, iſt Arjun, den Kriſhna, welcher der Gott Viſhnu in ſeiner achten Menſchwerdung iſt, beſchützt und begleitet.

Beide rücken auf einem Streitwagen zuſammen in die Schlacht; die Heere ſtehen gerüſtet gegen einander; da Arjun all die Freunde und Blutsverwandte zum Schlagen bereit ſieht, überfällt ihn ein großes Mitleiden. Kriſhna tröſtet ihn durch die Lehre von der unwandelbaren ewigen Einheit, und der Nichtigkeit aller andern Erſcheinungen. So beginnt das philoſophiſche Geſpräch, welches

der Inhalt der berühmten Epiſode des Mahābhārat iſt; der Bhagavatgita, d. h. das Lied vom Bhagavan, mit welchem Beinahmen Kriſhna hier meiſtens genannt wird.

Es iſt dieſes didaktiſche Gedicht ein beinah vollſtändiger kurzer Inbegriff der höheren indiſchen Glaubensanſicht nach der herrſchenden Vedanta-Lehre, und ſteht als ſolcher in hohem Anſehen. Wir haben nur einige der für die Philoſophie merkwürdigſten Stücke ausgehoben.

Arjuns Klage.

(Aus dem erſten Adhyāya.)

Als nun gerüſtet da ſahe all der Dhritaraſhtriden Schar,
Im Anfang des Schlachtgetümmels, greifet den Pfeil des Pandu Sohn,
Sagend darauf zum Bhagavan dieſes Wort: „O der Erde Herr!
Inmitten ſtell' der zwei Heere den Wagen mir," ſo ſagt er, „hier,
Daß ich die ſchaue, die dorten kampfbegierig gerüſtet ſteh'n,
Auch mit welchen ich ſoll kämpfen, wenn dieſe Schlacht beginnen wird;
Daß ich ſchau'n mag die kampfgierigen, die allhier nun vereinigt ſind,
Ruhm in furchtbarer Schlacht ſuchend, zu Dhritaraſhtra's Sohnes Gunſt."
Als dieſes Wort nun geſagt worden dem Bhagavan vom Schüler war,
Da inmitten der zwei Heere ſtellt er der Wagen herrlichſten. —
„Bhiſhma'n, Drana'n, all die dorten im Antlitz uns, die Könige,
Schaue ſie hier, o Fürſt!" ſprach er, „der Kuru's wohl vereinigt Heer." —
Und da ſah er der Fürſt, ſtanden Väter, Großväter ferner da,
Lehrer dann, Oheim' und Brüder, Söhne und Enkel ſtanden dort,
Auch Blutsverwandte, Befreundte, hier und dort in den Heeren zwei'n.
Als die nun ſah der Kunti Sohn, all die Freunde gerüſtet ſteh'n,
Ergriff ihn hohes Erbarmen, daß klagend dieſe Wort' er ſprach:

„Seh ich die Freunde, Kriſhna! all dort kampfgierig gerüſtet ſteh'n,
Fühl' ich die Glieder mir ſchmelzen, mein Antlitz verdorrend welkt,
Es durchfährt mir den Leib Schauder, während das Haar ſich ſträubend hebt.
Gandiv [1]) auch ſinkt aus der Hand mir, die Haut ſelber am Leibe dorrt,
Nicht vermag ich zu ſteh'n fürder, und es ſchwankt mir ſchwindend der Geiſt.
Anzeichen ſeh' ich, unſelige, hier um mich her, o Keſhava! [2])
Und kein Heil mag ich erſpähen nach der Blutsfreunde Mord im Kampf.
Nicht begehr' ich den Sieg, Kriſhna! keine Freuden noch Königthum.
Was frommt König ſein, Göttlicher! was wohl Reichthum, das Leben ſelbſt,
Wenn jene, um welche werth uns Königthum, Reichthum und Freuden ſind,
Dort zum Kampfe gerüſtet ſteh'n, Reichthum nicht achtend und Leben nicht.
Lehrer und Väter und Söhne, ſelbſt Großväter, dazwiſchen auch
Oheim' und Enkel, Blutsfreunde, Schwäher und nah Verbundne dann.
Nicht begehr' ich den Tod ſolcher, tödten ſie mich auch, Göttlicher!
Nicht für den Thron der drei Welten, wie ſollt' ich's um die Erde thun?
Wie möchten nach der Blutsfreunde Mord wir glücklich ſein, Madhava! [3])
Wenn auch jene es nicht ſehen, weil Habſucht ihren Geiſt ergriff;
Da aber des Stammes Vertilgung uns als ein ſchwer Verbrechen, Freund!
Wohl erkannt iſt, wie ſollten wir nicht ab von dieſer Sünde ſteh'n?

---

[1]) Gandiv, der Bogen des Arjun.

[2]) Keſhava, der Lockige, ein Beinahme des Kriſhna, welcher an ähnliche des Apollo erinnert.

[3]) Madhava, Beinahme des Kriſhna.

O weh! ein großes Verbrechen ſind zu vollbringen wir bereit,
Daß wir aus Gier nach Herrſcherluſt morden wollen den Freundes-Stamm.
Wenn unbewaffnet, ungerächt, ſelber bewaffnet mich im Kampf
Erſchlüge Dhritaraſhtra's Schar, wär' es leichter zu dulden mir."

Alſo ſprach Arjun am Kampfplatz, niederſetzend im Wagen ſich,
Legte dann Köcher und Pfeil hin, überwältigt im Geiſt von Schmerz.
Zu dem von Mitleid durchdrungnen, deſſen Augen von Thränen voll,
Redete zu dem klagenden Madhu's Beſieger *) dieſes Wort.

(Aus dem Sankhyayōga, dem zweiten Adhyāya.)

Bhagavan.

Woher hat mitten im Kampfe dieſe Weichheit ergriffen Dich,
Die nicht rühmlich iſt, nicht göttlich, Arjun! die Schande nur bewirkt.
Nicht der Schwäche ergieb Du Dich, Fürſt! nicht alſo geziemt es Dir.
Kleingeherzte Unthätigkeit laſſ', erhebe Dich, Herrlicher!

Arjun.

O wie ſoll Bhiſhma'n im Kampf ich und Dhrana'n, Madhu's Sieger *) Du!
In der Schlacht mit dem Pfeil treffen, die vor allen ich ehren muß?
Almoſen wär's beſſer zu eſſen mir wohl, als dieſe ehrwürdigen Lehrer morden.
Denn die, meine Lehrer, ermordend ja hier, mit Blut befleckt müßt' ich mein Gut genießen.
Nicht wiſſen wir, welches uns beſſer ſein mag, ob jene wir oder ſie uns beſiegen;
Die ſelber wir mordend nicht leben möchten, die ſtehen kampfluſtig im Angeſicht uns.

*) Madhu's Sieger, Beinahme des Kriſhna.

Beſiegt iſt mein Herz von des Mitleids Schwäche, Dich fleh' ich an,
weiß nicht, was Pflicht hier zu ſeh'n!
Was beſſer ſei, ſag' es in Wahrheit Du mir, Dein Schüler ja bin
ich, o lehr' es jetzt mich!
Und nichts erſpäh'n kann ich, das mich befreite vom Schmerz, der
mir zehrend die Sinne dorret;
Und fänd' ich auch weiten Gebiets Beſitzthum, ja ſelbſt im Reich
himmliſcher Helden herrſchend.

Bhagavan.

Was nicht zu klagen iſt, klagſt Du, redend doch nach der Weiſen
Spruch.
Nicht die geh'n, noch die dableiben, beweint jemahls, wer weiſe denkt,
Nicht ich war irgend jemahls nicht, noch Du, noch jene Helden dort;
Noch werden wiederum nicht ſein irgend jemahls wir alleſammt.
Wie im ſterblichen Leibe hier Kindheit, Jugend und Alter ſind,
Iſt auch des Lebens Kleid wechſelnd; wer dieß feſthält, den irret
nichts.
Stoff und Eindruck, o Sohn Kunti's, machen heiß, kalt, und
Freud' und Leid,
Kommen und ſchwinden ſtets wechſelnd; ſtandhaft trag' ſie, Bha-
rats Sohn! [5])
Welcher Mann nun, o Männer Haupt! durch dieß all nicht er-
ſchüttert wird,
Gleich in Freud' und in Leid, ſtandhaft, der gedeiht der Unſterb-
lichkeit.
Nicht was unwahr, wird je ſeiend, noch was nicht iſt, gefunden
wahr;
Wohl iſt der beiden Gränz' erkannt denen, welche das Weſen ſchau'n.
Unvernichtbar wohl iſt, wiſſe, das wodurch dieſes All beſteht;
Nicht mag vernichten irgend wer, was unſterblichen Weſens iſt.

---

[5]) Arjun iſt ein Abkömmling des Kuru, ſo wie dieſer vom Bharat, dem Sohn des Duſhvanta und der Shakuntala abſtammt. Daher jener Beinahme des Arjun.

Dieſe endlichen Leiber hier ſind nur Hülle des Ewigen,
Das keiner mißt noch vernichtet; auf denn! und kämpfe, Bharats Sohn.
Wer irgend wähnt, daß dieß tödte, und wer, daß es getödtet ſei;
Wohl nicht weiſe ſind beide ſie; nicht tödten kann's und ſterben nicht.
Geboren wird's niemahls und ſtirbt auch nimmer; nicht gilt, es war hier und es wird ſein, iſt jetzt;
Denn unerzeugt ewig wohl iſt's das alte, und nicht erſtirbt's, wird auch der Leib getödtet.
Wer dieſes Ew'ge erkannt hat, das unerzeugt, unwandelbar,
Wie mag ein ſolcher wohl jemands Tod bewirken, ihn tödten ſelbſt?
Gleich wie ein Mann Kleider, die alt geworden, abwirft und legt andre, die neu ſind, ihm an;
So läßt auch dieß Weſen den Leib, den alten, alſobald eingehend in andre neue.
Nicht mögen Waffen es ſpalten, noch wird's etwa durch Gluth vertilgt,
Nicht vom Waſſer aufgelöſ't wird's, nicht der trocknende Wind verzehrt's,
Unverwundbar, verbrennlich nicht, nicht zu ſchmelzen, zu trocknen nicht,
Alldurchdringend und bleibend iſt's, auch unwandelbar ewiglich.
Unerklärlich, undenkbar wird's, unvertilgbar mit Recht genannt;
D'rum ſo Du ſolches erkannt haſt, ziemt Dir's fürder zu klagen nicht,
Wenn Du Dir's ewig entſtehend, oder auch ewig ſterbend denkſt,
Wahrlich dann, o erhabner Held! ziemt Dir es zu beweinen nicht.
Gewiß iſt des Gebornen Tod, wie die Geburt des Geſtorbenen;
Weil unvermeidlich nun dieß iſt, ziemt Dir es zu beweinen nicht.
Der Weſen Urſprung iſt dunkel, klar nur die Mitte, Bharats Sohn,
Dunkel der Untergang wieder; was iſt da nun zu klagen noch?
Als Wunder betrachtet der ein' es ſtaunend, als Wunder ſpricht lehrend davon ein andrer,
Als Wunder hört Kunde von ihm ein andrer, und hat er's vernommen, erkennt's doch keiner.

Ewig die Leiber durchwandert's, doch zerſtörbar in keinem Leib,
D'rum kein lebendes Weſen nicht darfſt Du beklagen, Bharats Sohn!
Was Deine Pflicht, im Aug' haltend, ſollteſt Du fürder zagen nicht;
Nichts wird höher als Kampfes Pflicht für den Krieger gefunden wohl.
Wo ganz nach Wunſch vor den Augen ſich ja aufthut des Himmels Thür;
Selig wohl ſind die Krieger, Fürſt! denen zu Theil wird ſolch ein Kampf.
Wenn aber dieſen Beruf Du nicht des Kriegers erfüllen wirſt,
Dann Deine Pflicht, ja die Ehr' auch ſetzeſt hintan Du, fällſt in Schuld.
Es werden Schand' auch, ewige, Dir nachreden die Weſen all;
Des einſt Geprieſnen Unehre muß noch jenſeit dem Tod beſteh'n.
Du ſeiſt aus Furcht gewichen, glauben die Wagenmächtigen; [6])
Denen ſo hoch Du geehrt warſt, wirſt Du leicht nun geachtet ſein.
Es wird manch unwürdiges Wort geſagt werden von Feinden Dir,
Deiner Tapferkeit Schmach redend! was kann ſchmerzlicher ſein als dieß?
Den Himmel erlangſt Du fallend, ſiegreich freuſt Du der Erde Dich;
D'rum erhebe Dich, Sohn Kunti's! auf zur Schlacht mit entſchloßnem Muth.
Freud' und Leid, beides gleich achtend, Gewinnſt, Verluſt, und Sieg und Tod;
Rüſte denn alſo zur Schlacht Dich jetzt, ſo lad'ſt auf Dich Du keine Schuld.

(Aus dem vierten Adhyâya, dem Yajnayôga.)

Dieſe ewige Lehre nun offenbart' ich dem Vivaſvan, [7])
Vivaſvan machte ſie Manu'n, Manu dem Ikſhvaku [7]) kund.

---

[6]) Beinahme der Helden.

[7]) Vivaſvan, der Sohn des Sonnengottes; Ikſhvaku iſt der Sohn des Vivaſvan, und Ahnherr des ganzen Stamms der Sonnenkinder.

So erhielt einer vom andern lernend der Prieſterfürſten ſie;
Doch es ward durch der Zeit Länge zerſtört die Lehre, Herrlicher!
Dieſe iſt's, die ich Dir heute, die alte Lehre, offenbart.
Mein Diener biſt Du ja, Freund auch; das Höchſt' iſt's der Geheimniſſe.

Arjun.

Es iſt Deine Geburt ſpäter, früher ja Vivaſvans Geburt;
Sage wie ſoll ich begreifen nun, daß zuerſt Du es offenbart?

Bhagavan.

Viele ſind meine vergangnen Geburten, Arjun, Deine auch,
Alle ſie kenn' ich wohl wiſſend, Du kennſt nicht ſie, o Herrlicher!
Ungeboren, unwandelbar bin ich, auch aller Weſen Herr;
Mein eigen Weſen beherrſchend, entſteh' ich durch den eignen Schein. [*])
So oft als nun ein Verſchwinden des Rechts ſich zeigt, o Bharats Sohn!
Und des Unrechts Emporſteigen, erſchaff' alsbald mich ſelber ich,
Zu erretten die Rechtſchaffnen, zu vernichten die Uebles thun,
Feſt dann wieder das Recht ſtellend, komm' ich in's Sein von Zeit zu Zeit.
Wer mein Thun und göttlich Entſtehen wohl erkennt nach der Wahrheit Grund,
Der kehrt zur Welt, den Leib laſſend, nicht zurück, Arjun, kommt zu mir.
Von Stolz, Furcht und von Zorn befreit, zu mir ſtrebend durch mich, aus mir,
Kommen viel der im Geiſt Frommen in mein Weſen vereint [*]) zurück.

---

*) Das Entſtehen and Vergehen iſt nur eine Täuſchung, Maya. Dieſe Maya aber, welche die Quelle der Welt der Erſcheinungen iſt, iſt eine Wirkung der Kraft des Gottes.

*) Es iſt oft ſchwer, für die metaphyſiſchen Worte der indiſchen Sprache, ganz entſprechende zu finden. Yutta, was hier in der Urſchrift ſteht, iſt der Wurzel und der Form nach ganz dasſelbe wie das lateiniſche junctus. Oft heißt es nichts weiter als praeditus; wo es aber einen ganz geiſtigen Sinn hat, habe ich es bald durch vereint, bald durch vollendet überſetzt.

(Aus dem fünften Abhyāya, dem Sannyasayōga.)

Den erkenn' als enthaltſam ſtets, der nicht klaget und nichts begehrt;
Fern von Zwieſpalt [10]), wird der ſelig, o Mächt'ger! und der Bande frei.
Erkenntniß trennen und Handeln thöricht redende Knaben nur;
Wer an dem Einen ſtets feſthält, findet der beiden Frucht zugleich.

Hier ſchon gewinnen den Himmel, deren Geiſt in der Gleichheit ſteht;
Ganz vollkommen und gleich iſt Gott, darum ruhen in Gott ſie ſtets.
Nicht erfreue ſich des Glücks je, und nicht klage im Unglück auch,
Wer feſtgeſinnt, von Thorheit frei, Gott erkennend in Gott beharrt.
Wen nicht äußres Gefühl anzieht, findet in ſich was ſelig iſt;
Mit Gott die Einung vollendend, hat er ein unzerſtörbar Gut.

Wer nun ſchon hier ertragen kann, noch eh' er frei des Leibes ward,
Der Begierd' und des Zorns Gewalt, der iſt ſelig vollendet wohl.
Wer innren Glücks ſich freut innen, und wer innen erleuchtet iſt,
Der geht als Frommer gotterfüllt wieder in Gottes Weſen ein.
Das Weſen Gottes erreichen die Heiligen von Sünde rein,
Frei im Geiſte von Zweifeln ganz, in aller Weſen Lieb' erfreut.

(Aus dem ſechſten Abhyāya, dem Atmaſanyamayōga.)

Der wahrhaft Fromme ſteht ewig einſam in ſich mit ſeinem Geiſt,
Einheit-beſeelt, des Sinns Sieger, ſonder Begier, von nichts berührt.

Wer vereinigt [11]) ſein Innres ſtets, und als Frommer den Geiſt beherrſcht,
Die höchſte geiſtige Ruhe erreicht der, die da wohnt in mir.

---

[10]) Dieſes iſt ganz metaphyſiſch zu verſtehen; fern von aller Zweiheit, alles auf die Einheit beziehend, wie es in mehreren Stellen des Gedichts zur Genüge auseinander geſetzt wird.

[11]) Siehe die Anmerkung 9.

Wenn feſt geordnet das Denken in ſich ſelber beharrend ruht,
Keine Begierd' ihn je berührt, dann heißt ein Frommer das mit Recht.

Wie am windloſen Ort ein Licht, nicht bewegend, dieß Gleichniß gilt
Von dem Frommen, der ſich beſiegt, nach Vollendung des Innern ſtrebt.
Da wo das Denken freudig wirkt, durch der Frömmigkeit Trieb beſtimmt,
Wo er den Geiſt im Geiſte ſchaut, in ſich ſelber beglückt iſt er.
Wer das unendliche Gut, was überſinnlich der Geiſt ergreift,
Dorten erkennt, mit nichten weicht ſtandhaft der von der Wahrheit ab.
Welches erreichend, er kein Gut höher noch achtet je als dieß;
Worin durch Leiden noch ſo groß, ſtandhaft er nicht erſchüttert wird.

Immer mehr dieſer Geſinnung freu' er ſich, die ſtandhaft iſt.
In ſich ſelbſt feſt den Geiſt ſtellend, ſinn' er nichts anders fürder mehr.
Wohin immer der Geiſt wandert, der leichte, unbeſtändige;
Von da dieſes zurückhaltend, ſtell' er in ſich die Ordnung feſt.
Jener, der ſo geſinnt, ruhig, des Frommen höchſtes Gut und Glück
Erreicht er, alles Scheins befreit; Gottes Weſen von Flecken rein.
Immer vollendend ſein Innres, wird der Fromme von Sünde frei,
Berührt Gott in der Seligkeit und genießt ein unendlich Gut,
In den Weſen das Selbſt [12]) ſehend, wieder die Weſen all' im Selbſt,
Iſt er wiedervereinten Sinn's, ſchauet alles mit gleichem Muth.
Wer nur mich überall erblickt, und wer alles erblickt in mir,
Nimmer werd' ich von dem fern ſein, noch wird von mir er je getrennt.

---

[12]) Atma heißt zugleich Selbſt und Geiſt, und iſt oft ſchwer ganz genau auszudrücken. Ich und Ichheit darf man es nicht überſetzen, weil es dafür ein andres Wort giebt, Ahankar.

Wer den Allgegenwärt'gen, mich, verehrt, und feſt an der Einheit
hält,
Wo er immer auch mag wandeln, wandelt der Fromme ſtets in mir.

(Aus dem ſiebenten Adhyäya, dem Jyanavijyanayöga.)

Bhagavan.

Zu mir hin mit dem Geiſt ſtrebend, Andacht übend, daheim in mir,
Wie Dü mich frei von Zweifeln gleich wirſt erkennen, vernimm,
o Fürſt!
Dieſe Weisheit und Kenntniß ſei ohne Rückhalt Dir kund gethan.
Wenn dieß erkannt, iſt nichts fürder hier des Erkennens würdig
noch.
Von tauſend Menſchen iſt einer etwa, der nach der Tugend ſtrebt,
Von den nach Tugend Strebenden einer, der mich in Wahrheit
kennt.
Erde, Waſſer und Wind, Feuer, Luft [13]) und Geiſt, der Verſtand
ſodann,
Ichheit; dieß ſind die acht Stücke meiner getheilten Weſenkraft.
Doch ein andres als dieß, höh'res Weſen an mir erkenne Du,
Was die ird'ſchen belebt, Arjun! auch die Welt hier erhält und
trägt,
Dieß iſt die Mutter der Dinge, aller zuſammt, das glaube, Freund!
Ich bin des ganzen Weltenalls Urſprung, ſo wie Vernichtung auch.
Außer mir giebt es ein andres höheres nirgends mehr, o Freund!
An mir hängt dieſes All vereint, wie an der Schnur der Perlen Zahl.
Ich bin der Saft [14]) im Flüſſigen, bin der Sonn' und des Mon-
des Licht,
In heil'gen Schriften die Andacht, Schall in der Luft, im Mann
der Geiſt.

---

[13]) Khan wird auch Aether überſetzt. Vayū iſt der fühlbare Theil der Luft, welchem die Indier die Eindrücke der Berührung und den Sinn des Gefühls zuſchreiben; Khan iſt der verborguere Theil der Luft, in welchem der Schall erzeugt wird.

[14]) Dasjenige, was den verſchiedenen Flüſſigkeiten den eigenthümlichen Geſchmack und ihre beſoudere Eigenſchaft giebt.

Der reine Duft von der Erdkraft, bin der Glanz auch des Strahlenquells,
In allen Ird'ſchen das Leben, bin die Buße im Büßenden.
Alles Lebendigen Saame bin ich, wiſſe, von Ewigkeit;
Bin ich den Weiſen die Weisheit, ich der Glanz auch der Strahlenden.
Dann die Stärke der Starken ich, von Begier und von Stolz befreit;
In den Lebend'gen die Liebe bin ich, durch's Recht beſchränkt, o Fürſt!
Welche Naturen nun wahrhaft, ſcheinbar nur oder finſter ſind [15]),
Aus mir ſind, wiſſe, auch dieſe; nicht ich in ihnen, ſie in mir.
Durch die Täuſchung nun dieſer drei Eigenſchaften iſt ganz bethört
Alle Welt und verkennt mich, der über jenen, unwandelbar.
Göttlich iſt ſie, die Welten ſchafft [16]), meine Täuſchung, wird ſchwer beſiegt;
Aber die, welche mir folgen, ſchreiten über die Täuſchung hin;
Nicht folgen mir die Verbrecher, noch die Thoren und Niedern nach,
Welche vom Schein im Geiſt bethört, zu den Dämonen ſich gewandt.
Vier Arten ſind's, die mich ehren, der guten Menſchen, o Bharats Sohn!
Wer arm iſt, wer nach Weisheit ſtrebt, wer Reichthum wünſcht, der Weiſe dann.

---

[15]) D. h. die drei Welten der alten indiſchen Lehre; die Welt der Wahrheit, die des Glanzes oder Scheins, und die der Finſterniß entſpringen gleichfalls aus mir; obgleich in dieſer ganzen Anſicht und Eintheilung die weſentliche Wahrheit noch nicht gefunden, und jene Dreifachheit der Welt ſelbſt nur als eine Folge der urſprünglichen Täuſchung und Maya, und als bloß zur Erſcheinung gehörig betrachtet wird. Eine andere Stelle des Gedichts geht noch ſtärker gegen dieſe Lehre von drei Welten oder drei Eigenſchaften, und zugleich gegen die Veda's, worin dieſe Anſicht herrſcht:

Die Veda's geh'n auf drei Weſen, nicht von drei Weſen ſei, o Freund!
Nicht zwiefach, ſondern ſtets wahrhaft, unbeſtrebt, duldend, geiſtig ſei!

[16]) Siehe die Anmerkung 8.

Von dieſen iſt's der Weiſ' allein, der ſtets vereint dem Einen dient;
Wohl ein Freund bin ich des Weiſen, ſehr, ſo wie er der meine iſt.
Alle verdienen hohes Lob, der Weiſe gilt wie ich bei mir;
Zu mir richtet den letzten Weg hin ſein wiedervereinter Geiſt.
Am Ende vieler Geburten ſchreitet der Weiſe hin zu mir;
„Daß Vaſudeva [17]) alles iſt,“ wer ſo groß denkt, iſt ſelten wohl.
Von dem und dem Gelüſt bethört, folgen ſie andern Göttern nach,
Errichten die und die Satzung, durch die eigne Natur beſtimmt.
Wer auch was für ein Bild dienend im Glauben zu verehren wählt,
Den feſten Glauben desſelben, ich bin's allein, der den entflammt.
Er, des Glaubens begabt alſo, iſt nun bemüht um jenes Gunſt,
Und erreicht auch die Wünſche dann, von mir beſtimmt, wie's mir gefällt.
Endlich doch iſt die Belohnung dieſer wenig Erkennenden;
Zu ihnen kommt, wer den Geiſtern diente, die meinen dann zu mir.
Sichtbar zu greifen mich wähnen ſie, die Thoren, der unſichtbar,
Kennen mein hohes Weſen nicht, das ew'ge, allerhabene.
Nicht was ſichtbar des Alls, bin ich, in der Meinungen Schein verhüllt [18]),
Die Welt kennt nicht, die thörichte, mich den Ew'gen, der unerzeugt.
Ich kenne all die vergangnen, die jetzt ſeienden, Arjun! auch,
Und die zukünftigen Weſen; mich erkennt aber keiner je.
Durch der Zweiheit Verblendung, Fürſt! die aus Neigung und Haß entſpringt,
Wandeln von Anfang zum Irrthum alle Irdiſchen, Bharats Sohn!
Doch iſt die Schuld getilgt endlich derer, die reinen Wandels ſind,
Gelöſt der Zweiheit Verblendung, ehren ſie mich, im Glauben feſt.

---

[17]) Ein Nahme des Kriſhna oder Viſhnu.

[18]) Yöga heißt eine Glaubenslehre, wie denn die einzelnen Abſchnitte des Bhagavatgita ſelbſt Yöga's genannt werden. Hier ſind aber offenbar die falſchen bloß ſinnlichen Religionen und Lehren der Vielgötterei und des Dämonen-Dienſtes gemeint.

(Aus dem achten Adhyâya.)

Bhagavan.

Nicht zum ſterblichen Sein kehret, das vergänglich, der Leiden Haus,
Wer mich erreicht, zurück wieder, hoch am Ziel der Vollkommenheit.
Wiederkehrender Art [19]), Arjun! ſind aus Brahma die Welten all;
Wer mich erreicht hat, Sohn Kunti's, iſt der fernern Geburt befreit.

---

19) Hier wird dem Kriſhna ganz deutlich der Vorzug vor Brahma gegeben. Vom Brahma rühren die Welten der Erſcheinung her, in denen die Seelenwanderung Statt findet, und jene ſtets erneute Rückkehr ins Leben, die hier als ein Unglück betrachtet wird. Kriſhna iſt dagegen, nach der hier aufgeſtellten Lehre, der Gott der ewigen Einheit und des wahrhaften Weſens.

IV.

Aus der Geſchichte der Shakuntala,

nach dem Mahābhārat.

Es ſind in der Epiſode des Mahābhārat, welche die Geſchichte der Shakuntala enthält, vorzüglich zwei Momente derſelben ausführlich behandelt; wovon der Eine, die Geburt der Shakuntala, in dem Schauſpiele des Kalidas nur im Vorbeigehen erwähnt, der andre aber, die Scene der Verläugnung und der endlichen Wiedererkennung bei dem König Duſhvanta, ſehr verſchieden behandelt iſt.

Da wir dieſe beiden Stücke nur als Beiſpiele der ältern indiſchen Poeſie geben, ſo ſind, wo es ohne Schaden des Zuſammenhanges geſchehen konnte, einige Diſtichen ausgelaſſen, deren Inhalt bloß dogmatiſch oder voll hiſtoriſcher Anſpielungen war, um nicht durch zu viele Anmerkungen den dichteriſchen Eindruck ſtören zu müſſen.

Geburt der Shakuntala.

Die Scene beginnt da, wo König Duſhvanta ſich bei einer Jagd in den Wald vertieft, und den heiligen Büßer Kanva, der dort in der Einſamkeit lebte, aufſuchen will. Er trifft die ſchöne Einſiedlerin, und iſt ſehr begierig, zu erfahren, wer ſie ſei. Denn wäre ſie, wie er glaubt, die Tochter eines Brahminen geweſen, ſo würde er ſich nicht mit ihr haben verbinden dürfen.

Allein ging nun der Fürſt weiter, ihm folgten ſeine Räthe nicht,
Fand in der einſamen Wohnung nicht den andächt'gen Heiligen.
Als er den Heil'gen nicht erblickt, leer des Einſiedlers Hütte ſah,
Ließ er von ſeiner Stimme Schall wiederhallen umher den Wald.
Aber ſein Rufen vernahm jetzt, ſchön wie Sri von Geſtalt die Magd,
Trat hervor aus der Hütte dort in der Einſiedlerinnen Tracht.
Als Duſhvanta, den König, nun die ſchwarzäugigte Magd erblickt,
Sagte ſie ſchnell ihm Willkommen, both ihm mit Ehrerbiethen Gruß;
Bediente dann mit dem Seſſel ihn, mit Waſchen der Füße auch,
Fragte nach ſeinem Wohlſein dann, wünſchte dem Kön'ge Glück und Heil.
Als ſie nun ihn bedient hatte, ſein Wohlbefinden auch geſeh'n,
Sagte ſie dann zu ihm lächelnd: „Was iſt weiter zu Deinem Dienſt?“ —
Zu ihr ſagte der König d'rauf, zum holdredenden Mädchen er,
Da ſo ſchön die Geſtalt er ſah, nach den Ehrenbezeigungen:
„Ich kam hierher, um dem großen Heil'gen, Kanva zu huldigen.
Wo ging er hin, der göttliche? Das, o Du Schöne! ſage mir.“ —

Shakuntala.

Es ging mein göttlicher Vater, Früchte zu hohlen nur von hier;
Nur einen Augenblick verzieh, ſo wirſt Du rückgekehrt ihn ſeh'n.

Als er den Heil'gen nicht erblickt, auch ſodann dieß geſprochen war,
Er ſie ſahe ſo voll Anmuth, die ſüßlächelnde, liebliche,
Die in der Reize Glanz ſtrahlte, wie in Andacht und Demuth auch,
Der Tugend Schöne beſitzend, ſprach er alſo, der Erde Fürſt:

„Wer biſt Du, Holde, und weſſen? weshalb zogſt in den Wald Du hier?
Mit ſo hoher Geſtalt begabt, und wo kameſt Du Schöne her?
Durch Deiner Schöne Anſchauen haſt die Seele Du mir geraubt;
Dich zu kennen verlangt mich; ſag es, liebliche, alles mir." —

Als nun der König dieß geſagt, gab darauf in der Hütte dort
Lächelnd das Mädchen die Rede zurück und ſprach mit holdem Laut:
Für des Kanva, des göttlichen, Tochter gelt' ich, erhabner Fürſt!
Des feſtgeſinnten Büßenden, des Weiſen, der das Recht erkennt.

Dushvanta.

Erhaben denkend und göttlich, heilig iſt er und allgeehrt;
Dharma [1]) ſelbſt mag vom Pfad wanken, doch es wankt ſolch' ein Frommer nicht.
Wie kannſt deß Tochter geboren Du alſo ſein, Liebliche?
Dieſen mächtigen Zweifel nun wolleſt Du jetzo löſen mir.

Shakuntala.

Wie ich hierher gekommen bin, welches zu wiſſen Du begehrſt,
Vernimm es, Fürſt! der Wahrheit nach, wie ich des Heil'gen Tochter bin.
Es kam einſt hier ein Frommer her, meinem Urſprunge fragt' er nach;
Dem erzählte der Göttliche Folgendes, das vernimm nun, Fürſt!

---

[1]) Der Gott der Gerechtigkeit.

K a n v a ſprach:

„Viſvamitra, der Büßende, übte ſo großer Buße Werk,
Daß ſelbſt der Geiſterſchar König, Indra, gewaltig d'rob erſchrack,
Daß nicht des Helden Andachtsgluth ihn erſchüttre von ſeinem Sitz.
Dieſe Gefahr nun befürchtend, ſprach er alſo zur Menaka:

I n d r a.

Der Nymphen himmliſche Reize preiſ't man, o Menaka, an Dir;
Einen Dienſt thue mir, Mädchen; was ich Dir ſage, das vernimm!
Der wie die Sonne im Glanz ſtrahlt, Viſvamitra, der Heilige dort
Vollbringt ſo furchtbare Buße, daß mein Geiſt mir erzittert d'rob.
Menaka! Dein Geſchäft iſt dieß: Viſvamitra, der mich bedroht,
Furchtbar zu ſchau'n, von feſtem Geiſt, wandelt in grimmer Buß' er ſtets,
Daß vor dem nicht mein Thron falle; zu dem geh' und gewinne ihn,
Gehe hin, wo er Buße übt, thue die höchſte Liebe mir;
Blühend in Schöne der Jugend, und mit lächelnder Worte Laut,
Feßl' ihn auch mit der Luſt Reizen, wende von ſeinem Werk ihn ab.

M e n a k a.

Hochſtrahlend iſt der Göttliche und dazu auch erhaben fromm;
Wie er geneigt zum Zorne ſei, iſt dem Gebiether auch bekannt.
Den ſtrahlenden nun, den frommen, zornigen, hochgeſinnten Mann,
Vor dem Du ſelber Dich fürchteſt, wie ſollt' ich ihn nicht fürchten denn?
Er, der den großen Vaſiſhta [1]) der theuren Söhne einſt beraubt,
Zu dem Du ſelbſt, den Mond fürchtend, um Hülſe gingſt, der Geiſter Herr!

[1]) Von mehren hiſtoriſchen Anſpielungen der Art auf die großen Thaten des Viſvamitra, iſt des Uebergangs wegen nur dieſe eine beibehalten.

Ihn, der vollbracht die Thaten all, ja wohl ſehr muß ich fürchten den;
Wie ſein Zorn nicht verzehre mich, deſſen belehr', Gebiether, mich!
Deß Glanz die Welten entflammen, deß Fuß die Erd' erſchüttern mag,
Der zerſchmettern den Berg Meru, leicht verwirren die Räume [3]) kann,
Der mit ſolcher Andacht begabt, in Gluth ſtrahlend dem Feuer gleich,
Wie möcht' ein Mädchen unſrer Art ihn berühren, der heilig iſt;
Deß Antlitz ſtrahlt wie die Flamme, deß Blick leuchtet wie Sonn' und Mond,
Wie mag, o Herr! den Schlund Kala's [4]) eine von uns berühren wohl? —
Weil aber der König mich angeſprochen, wie ſollt' ich nicht geh'n vor des Heiligen Antlitz!
Erſinne Rettung denn für mich, Gebiether! daß ich für Dich gehend errettet bleibe.
Wenn Du es willſt, laß das Gewand den Marut, des Windes Gott, weg von mir weh'n im Tanze,
Begleiten muß Manmatha [5]) auch dieß Geſchäft, durch Deine Gunſt mir als Gehülf' er beiſteh'n.
Laß aus dem Wald Düfte mir weh'n den Vayu, zu jener Zeit, da ich den Seher feßle.
Als dieß geſagt und von ihm war beſtätigt, da ging ſie zur Hütte des Einſiedlers hin.

Als die Liebreizende nun ſah, ſchuldgereinigt durch fromme Gluth
Viſvamitra, den Büßenden, in der einſamen Wohnung dort;
Da begrüßte ſie zuvor ihn, tanzt und ſcherzt vor dem Heiligen dann;
Abwehte ihr Gewand Marut, das gleich dem Monde glänzende.

---

[3]) Die Räume der Welt.

[4]) Der Gott der Zeit, und dann der Zerſtörung, des Todes.

[5]) Der Gott der Liebe.

Wie von ihr das Gewand nun ſank, hin zur Erde, da blickte ſie
Lächelnd, die lieblich Reizende, oft den beſchämten Marut an;
Während der Seher dort zuſchaut, der wie die Flamme ſtrahlende.
Als Viſvamitra nun jene, die fleckenlos da vor ihm ſtand,
In ihr Gewand verwickelte, er der einſamen Seher Fürſt,
Und die der Wind enthüllt hatte, die vollblühenden Reize ſah,
Ihre hohe Geſtalt erblickt', er, der der Weiſen König war,
Da ergriff ihn der Neigung Gluth, fiel er in der Begierde Macht.
Jene ladet er zu ſich ein, willig folgte die Himmliſche;
So verlebten zuſammen ſie eine glückliche Zeit daſelbſt,
Sich ihrer Liebe erfreuend, bis nach beſtimmter Zeiten Lauf
Der Seher von der Menaka die Shakuntala hat erzeugt.
Dort in des Himavan Wildniß, am Geſtade der Malini,
Bracht' aus Licht ihres Leibes Kind, an Malini's Fluthen Menaka.
Da ihr Geſchäft ſie nun vollbracht, ging alsbald ſie zum Indra auf,
Ließ in dem wüſten Wald die Frucht, wo der Tiger und Löwe hauſ't.
Da nun ſchlummernd die Shakunta's [6]) ſahen das Kind, umringten ſie's,
Daß nicht tödten im Wald' es dort möchte reißender Thiere Schar.
So ward der Menaka Tochter da beſchützt von der Geier Schar.
Als ich zum Bade dorthin kam, ſah ich im Schlummer ruh'n das Kind,
Dort im einſamen Waldesthal, rund umringt von der Geier Schar;
Ich nahm ſie auf nun, und zu mir, hielt ſie fürder an Tochter Statt.
Weil ich in einſamer Wildniß ſie von Shakunta's fand umringt,
Ward der Nahme Shakuntala ihr gegeben ſodann von mir.
Du weißt nun, wie Shakuntala, o Heiliger! [7]) meine Tochter ward;

[6]) Eine Art Geier; vultures überſetzt Wilkins.

[7]) Man erinnere ſich, daß Kanva zu dem frommen Pilger ſpricht, der nach Shakuntala's Herkunft gefragt hatte.

Für ihren Vater auch hält mich Shakuntala, die Tadels frei."

Alſo that meine Geburt er, ſie dem Heiligen erzählend, kund,
Wie ich die Tochter des Kanva, ſei, weißt Du alſo, erhabner Fürſt.
Als Vater acht' ich den Kanva, kenne ja meinen Vater nicht;
Dieſe Geſchichte, o König! hörteſt Du, wie es ſich begab.

Rede der Shakuntala an den Duſhvanta.

In der Behandlung dieſes Theils der Geſchichte weicht das alte Heldengedicht ſehr vom Kalidas ab. Auch im Mahābhārat wird Shakuntala von dem Duſhvanta zuerſt verläugnet und verworfen, worauf denn endlich die Wiedererkennung und Verſöhnung folgt. Von der Zauberei mit dem Ringe aber kommt hier nichts vor. Der Knabe iſt ſchon ſechs Jahre alt, als Shakuntala mit ihm an den Hof zu dem König geht, um dieſen an das gegebene Verſprechen, daß er ihren Sohn zum Erben des Reichs erklären wolle, zu mahnen. Duſhvanta verläugnet die Shakuntala nur deswegen, weil er fürchtet, wenn er ſo leicht ohne Beweis in die Anerkennung willige, möge Verdacht gegen die Aechtheit des Kindes bei den Großen des Reichs entſtehen; vielleicht auch, um die Geliebte auf die Probe zu ſtellen.

Shakuntala geräth über ſeine Härte in hohen Unwillen, und endlich bricht ihr Schmerz in folgende Rede aus, die den Untreuen an die Stimme des Gewiſſens und der allſehenden Gottheit erinnert, ihm die Heiligkeit der Ehe und die Schönheit der kindlichen Natur ſchildert, und mit einer ſanften Klage über ihr Unglück endet.

Wohl mich kennend, erhabner Fürſt, warum redeſt Du ſo zu mir:
„Ich kenne Dich nicht," ganz furchtlos, wie ein niedrig Geborener?
Da Dein Herz doch wohl wiſſend iſt, was hier wahr und was falſches iſt;
Dieß Kind der Liebe verwerfend, ſchmähſt Du dadurch ja ſelber Dich:

„Ich bin's allein," alſo gedenkſt in Dir Du, kennſt nicht den im Herzen, den alten Seher [1];
Willſt, dem bekannt alle des Schuld'gen Thaten, im Angeſicht deſſen die Sünde begeh'n.
Denkſt, wenn vollbracht die Unthat iſt: „Keiner weiß ja, daß ich es war;"
Doch es wiſſen's die Götter all', ſelbſt auch innen der inn're Menſch.
Sonn' und der Mond, Feuer und Luſt, die Himmel, die Erd' und Fluth, innen das Herz, die Tief' auch,
Ja Tag und Nacht, ſammt den Zeiten beiden, auch des Rechts Gott, ſehen das Thun des Menſchen.
Dort im Abgrund des Todes, Gott, verlöſcht was Uebles der gethan,
Mit dem zufrieden der Geiſt iſt, ſo die That ſchauend in uns wohnt;
Doch mit wem nicht er zufrieden, wer von übler Geſinnung iſt,
Den vernichtet des Todes Gott ſelbſt, den Schuld'gen, in übler That.
Mich, die ſelbſt Du gewählt hatteſt, o verſchmäh' die Getreue nicht;
Achtend nicht, die Du achten ſollſt, mich Dein eigen beſtimmtes Weib.
O warum blickſt Du verächtlich auf mich, wie eine Niedrige?
Nicht ja in einer Wüſte hier klag' ich, warum nicht hörſt Du mich?
Aber wenn Du der Flehenden, nicht ein Wort mir gewähren willſt,
In hundert Stücke, Duſhvanta! wird zerſpringen alsbald mein Haupt.

So der Frau ihr Gemahl nahet, wird er wieder geboren ſelbſt
Von der, die Mutter durch ihn wird, wie alter Seher Zeugniß ſpricht [2].

---

[1]) Den im Herzen, den alten Seher, oder den alten Einſiedler, hritſayam munin puranan: das Gewiſſen.

[2]) Das Geheimniß der Ehe nach der indiſchen Lehre beruht erſtlich darauf, daß dieſe Verbindung auch in jenem Leben fortdauert, vorzüglich aber darauf, daß der Sohn, welcher der Vater ſelbſt in einer neuen Verwandlung iſt, allein das Vermögen beſitzt, durch fromme Werke

Wohl iſt die Frau des Manns Hälfte, die Frau der Freunde
innigſter;
Iſt die Frau alles Heils Quelle, die Frau Wurzel des Ret-
ters auch *).
Freundinnen ſind ſie dem Einſamen zum Troſt mit ſüßem Geſpräch;
Wie Väter zu der Pflicht Uebung, tröſtend im Unglück Müttern
gleich.
Scheidet die Frau nun zuerſt hin, ſchaut zum Gemahl ſie, har-
rend ſein;
Doch ſtarb zuvor der Geliebte, folget ſie willig gleich ihm nach.
Um ſolcher Urſach', o König, wird hoch begehrt der Ehe Bund;
Weil der Mann ſein Gemahl beſitzt, in der Welt hier, in jener auch.
Als er ſelbſt, von ihm ſelbſt gezeugt, iſt nach der Weiſen Sinn
der Sohn;
D'rum ſoll der Mann ſein Weib achten, die des Sohns Mutter,
Mutter gleich.
Den Sohn aus ſeinem Weib' erzeugt, wie im Spiegel das Eben-
bild,
Iſt dem Vater zu ſchau'n freudig, wie dem Sel'gen der Him-
mel iſt.
Wenn auch verſenkt vom Seelenſchmerz, Krankheit leidend die
Menſchen ſind,
Freuen ſie doch ihrer Weiber ſich, wie die Fluth labt die Schmach-
tenden.
Wenn ſich das Kind zu ihm wendend, wie es am Boden hat geſpielt,
Feſt um des Vaters Glieder ſchließt, was giebt's Höheres noch als
dieß?
Ihn, den Du ſelber gebildet, dieſen Sohn hier, der liebevoll
Auf Dich ſchauend zur Seite blickt, o warum denn verſchmähſt
Du ihn?

---

und Gebräuche der Andacht die Seele des Vaters von den Strafen, die er für ſeine Verſchuldungen in jener Welt leiden muß, zu befreien. Daher wird er der Retter des Vaters genannt, und daher wird es für das größte Unglück geachtet, keinen Sohn zu haben.

Sorgen um ihre Eier doch, ſie nicht brechend, die Vögel ſelbſt;
Wie geſchieht's denn, daß Du verläßt, des Rechts kundig, den eignen Sohn?
Nicht Gewänder und Frauen nicht, Wellen ſind zu berühren nicht
So ſanft, als des umarmenden Kindes Berührung lieblich iſt.
So berühre umarmend Dich hier der Knabe, der lieblich blickt;
Holder als Kindes Berührung, hat die Welt kein Gefühl ja nicht.
Aus Deinem Leib' erzeugt ward er, von dem Manne ein andrer Mann;
Wie im Spiegel des klaren Quells, ſiehe den Sohn, ein zweites Selbſt.
Wie zur Flamme des Heiligthums Feuer vom Heerd genommen wird,
So iſt von Dir erzeugt dieſer, Du ſelbſt der Eine, ungetheilt.
Ein Jäger wanderte umher, war zu jagen das Wild bedacht;
Ich war's, Fürſt! die gefangen ward, ach, ein Mädchen in Vaters Hain.
Der himmliſchen Geſpielinnen erſte, die Menaka genannt,
Stieg vom Himmel zur Erd' herab, empfing vom Viſvamatra mich.
Hier an des Schneegebirgs Seite gebar mich dann die Himmliſche,
Und mich verlaſſend dort ging ſie böſe, wie einer Andern Kind.
Welch' ein Verbrechen wohl hab' ich im vor'gen Leben einſt verübt,
Daß von den Mein'gen verlaſſen ich als Kind ward, und jetzt von Dir!
Wie Dir's gefällt, verlaſſen denn will ich zu meiner Hütte geh'n;
Den Knaben aber verlaſſen darfſt Du nicht, der Dein eigen iſt.

21.8.96.

VIII.

Noah's Morgenopfer.

Schweigt, ihr Lüſte! in den Blumengängen,
Denn entflohen iſt des Frühlings Traum;
Süß dem Jugendſpiele nachzuhängen,
Giebt der ernſte Tag uns keinen Raum.

Ihr Geſänge in der Väter Hallen,
Von der Ahnen hohem Heldenruhm,
Müßt den Strom der Zeit hinunterwallen,
Wo des Todes graue Scharen ruh'n.

And're Zeiten heiſchen and're Lieder,
Neue Dinge ſpricht der Welten = Greis;
Zum verborgnen Urſprung wendet wieder
Sich zurück der große Schöpfungkreis.

Mag noch trübe Finſterniß uns decken,
In den Wogen dieſer öden Welt;
Laß den Geiſt die Seelenflügel ſtrecken,
Rauſchend zu der Morgenröthe Zelt!

Einſam auf der ſtillen Felſenwarte
Blickt der Seher in den Sturm hinaus;
Spähend an der lichten Sternencharte,
Bis die Sonne theilt der Wolken Haus.

Wie der greiſe Ahnherr einſt in Fluthen
Sich das heil'ge Schiff der Rettung baut;
Wo verſchloſſen die Geſchöpfe ruhten,
Die dem ſtarken Fährmann Gott vertraut.

Wohl geordnet in den ſichern Kammern
Steh'n der Creaturen Paar und Paar;
Fern zu halten der Vertilgung Jammern
Von der Arche auserwählten Schar.

Nieder ſtürzen all' die Rieſengeiſter
Nach Jahrhunderten voll Uebermuth;
Aufwärts forſchend blickt des Schiffes Meiſter
Zu dem Morgenſtern in dunkler Fluth.

In den Wogen ſtirbt die letzte Klage,
Stumm zum Grabe der Vergangenheit;
Feſtgeſetzt, gezählt ſind ſchon die Tage,
Jede Stunde der Zerſtörungszeit.

In der Oede, ob den wüſten Wellen
Bringt die Taube den Olivenzweig;
Muthig ſteigt der Ahnherr nun im Hellen
Auf das neue, grüne Erdenreich.

Dankend nach dem großen Trauerjahre
Tritt der Arche Prieſter dort hervor;
Hundertfältig lodern vom Altare
Opferflammen dann zu Gott empor.

Als vom erſten Morgenſtrahl die Kunde
Glänzend wieder durch die Wolken bricht,
Spannt den Bogen farbig Gott zum Bunde
Friedeleuchtend um ſein Angeſicht.

Wie ein Kreis im ſiebenfachen Glanze,
Durch die Himmel ſtrömt das Schöpfungsſpiel;
Dieſes Purpurbild im Wolkenkranze
Iſt der ird'ſchen Hoffnung lichtes Ziel.

Fortgeriſſen war des Frühlings Wonne,
Alle Blüthen mit hinweggerafft;
Bis die Erd' im Strahl der neuen Sonne
Wieder grünt aus milder Himmelskraft.

Herrlich glänzt auf Gottes Sonnenthrone
Dort die hohe Gnadenkönigin;
Himmliſch ſtrahlend in der Sternenkrone,
Wandelt ſie die lichte Bahn dahin.

Linde fließt der Strom und ganz kryſtallen
Von dem Thron, wie einſt im Paradies;
Unter Palmen ſieht man Pilger wallen,
Zu den Früchten, die uns Gott verhieß.

Wüthend windet ſich der alte Drache,
Flammen ſchnaubend aus dem grauſen Schlund;
Ihn ergreift des ſtarken Engels Rache,
Wirft ihn nieder in den ew'gen Grund.

Und da öffnen ſich die lichten Mauern,
Heil'ge Thore zu der ew'gen Stadt;
Alle Felſen ſoll die überdauern,
Gleich dem Weltenaug' im Flammenrad.

Brauſend auf des Cherubs Donnerſchwingen,
Thun die Himmel Gottes Allmacht kund;
Sieg und Heil! hört man die Geiſter ſingen,
Dankend tönt's zurück vom Erdenrund.

Freudig ſteht auf hohem Fels geborgen,
Der als Seher auch zu uns noch ſpricht:
Wie am zweiten großen Schöpfungsmorgen
Von der ird'ſchen Fluth ſich ſchied das Licht.

Oben ſteht der reine Himmelsbogen,
Den die trübe Miſchung ſonſt verletzt;
Unten dann die ird'ſchen Meereswogen,
Auch der Feſte wird ihr Ziel geſetzt.

Weil die Fluth gereinigt hat die Erde,
Wächſt empor mit Luſt das neue Grün;
Wie ein Knabe, fröhlich von Geberde,
Wird im Sonnenſchein das Leben blüh'n.

Mit dem Tiger wird das Lamm da weiden,
Und ein Kind auf Baſilisken geh'n;
Nichts ſoll dann die Eine Herde ſcheiden,
Eine Flamme nur der Liebe weh'n.

Möchte friſch ein Lebenswind berühren
Erſt von Gott der Auferſtehung Feld,
Aus der Miſchung uns zur Klarheit führen,
Daß im Licht gereinigt ſei die Welt.

Rauſchend auf der Liebe Seraphsſchwingen
Macht der Himmel die Vollendung kund;
Heil und Dank! hört man die Geiſter ſingen,
Jubelnd tönt's zurück vom Erdenrund.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Inhalt.

	Seite
Zueignung.	3
I. Kunſtgedichte.	7
An die Dichter.	9
An Viele.	10
An die Deutſchen. Zu Anfang des Jahres 1800.	11
Leſſings Worte. 1801.	15
Reden über die Religion. 1800.	16
Die Weltſeele. 1800.	17
Das Räthſel der Liebe. 1802.	18
Die Werke des Dichters.	19
An Ludwig Tieck.	20
Mahomets Flucht.	21
Hymnen. 1801.	24
Weihe des Alten. An einen jungen Dichter.	27
Schirin.	31
Calderon.	32
An Camoens.	33
An Novalis.	34
Rheinfahrt. 1804.	35
An A. W. Schlegel.	36
II. Scherzgedichte.	39
Das Ideal.	41
Das Athenaeum. 1801.	42
Zerbino. 1800.	43
Kunſt-Orakel.	44
Die neue Schule. 1800.	45
Das tragiſche Schickſal.	47
Proben der neueſten Poeſie. 1808.	48
Sinngedichte. 1815.	50
Irrlichter. 1810.	51
Eulenſpiegels guter Rath. 1806.	53
Die Zwerge.	57
Der alte Pilger, oder Homo's neueſte Wanderungen. 1807.	60
Die feindlichen Brüder, oder der Zeitgeiſt. 1820.	68
III. Sprüche.	71
Geiſtes Licht.	73
Andacht.	74
Adels Sitte.	—
Deutſchland.	75
Geſinnung des Königs.	—
Frauentugend.	76
Treue.	—
Deutſcher Sinn.	77
Das Alte und das Neue.	78
Würde der Dichtkunſt.	79
Liebes Leben.	80

Seite

Das Ewige. 81

Sprüche aus dem Indiſchen. 1807. 82

IV. Romanzen und Lieder. 85

Bei der Wartburg. 1802. 87

Im Walde. 91

Am Rheine. 1802. 93

Geſang der Erinnerung. 96

Frankenberg bei Achen. 98

Sanct Reinold. 101

Das verſunkne Schloß. 104

Eintritt in die deutſche Schweiz. 1804. 108

Im Speßhart. 1806. 110

Wechſelgeſang. 112

Anruf. 115

Des Vaters Abſchied. Bruchſtück. 116

An Siderie. 117

Fülle der Liebe. 119

Andenken. 121

V. Lyriſche Gedichte. 123

Gebet. 125

An den Retter. 1803. 128

Auf dem Feldberge. 1806. 130

Huldigung. Im Sommer 1806. 132

Frieden. Im Sommer 1806. 135

An den Ufern des Maynus. 1806. 138

An ſeinen Freund. Im Herbſt 1806. 140

Anruf. Zu Anfang des Jahrs 1807. 144

An Corinna. 1807. 148

Rückkehr des Gefangenen. Zu Ende des Jahrs 1807. 152

Gute Zeichen. 1808. 158

Gelübde. Zu Anfang des Jahrs 1809. 159

Freiheit. 1807. 161

Bei der Abreiſe Ihrer Majeſtät der Kaiſerin Maria Louiſe, Erzherzogin von Oeſterreich. 1810. 164

Der heilige Dulder. 1811. 166

Geſang der Ehre. Zu Ende 1812. 168

Unſre Zeit. 1820. 171

VI. Geiſtliche Gedichte. 175

Klagelied der Mutter Gottes. 177

Heilige Sehnſucht. Nach dem Lateiniſchen. 191

VII. Gedichte aus dem Indiſchen. 193

Vorwort. 195

1. Anfang des Rāmāyan. 201

2. Indiſche Kosmogonie. Aus dem erſten Buche der Geſetze des Manu. 226

3. Aus dem Bhagavatgita. 233

4. Aus der Geſchichte der Shakuntala, nach dem Mahabharat. 247

VIII. Noah's Morgenopfer. 257

Gedruckt bei J. St. v. Hirſchfeld.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schlegel, Friedrich <<von>>,

Fried. v. Schlegel's sämmtliche Werke

Bd.: 10

Wien 1846

Opp. 553 u-10
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10604594-8